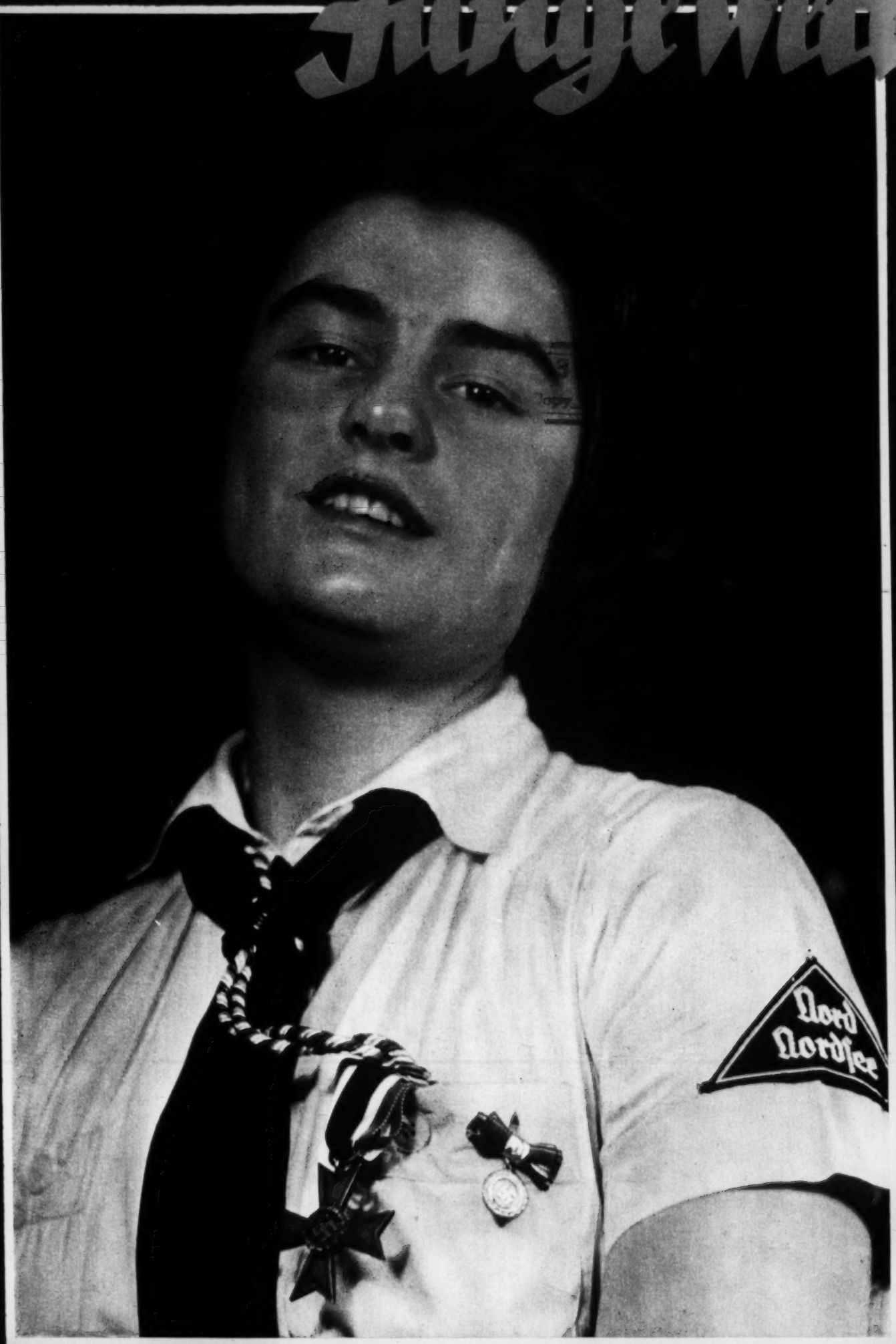
Jungwacht



BERLIN · FEBRUAR 1943 · JAHRGANG 5 · HEFT 2

SCHRIFT DES HITLER-JUGEND

30 Pf.

Die WINTERS freundlichste Seite

Wer als Soldat den Winter über im schweren Kampf steht, dem wird der Winter verhaßt. Er flucht über die Kälte und den Schnee, über das Eis. Er haßt aus ganzem Herzen die klirrende Kälte, den Frost, in dem jede Bewegung erstarrt. Der Winter ist nicht die hohe Zeit des Soldaten. Um so freundlicher denkt er zurück an den Winter der ersten Jungenjahre, da er nur ein Feld ist für so viele fröhliche Tätigkeiten.

Wer heute jung ist, soll nicht auf diese freundlichste Seite des Winters verzichten, denn alles was Kraft gibt und das Gemüt stärkt, soll der Jugend erhalten bleiben. Deshalb auch tobt sie sich auf den weißüberglänzten Hängen aus, veranstaltet jagende Skifahrten, rodelt oder steht im heftigen Schneeballgefecht. Die Älteren, die in der Lage sind, Skiferien im Hochgebirge zu verbringen, stehen vielleicht selbst bald als Gebirgsjäger auf den Schneefeldern des Kaukasus.. So soll also der freundliche Bergwinter unserer Heimat wiederklingen vom fröhlichen Lärm unserer Jungen. Auch in Japan bietet der Winter der Jugend eine Reihe von fröhlichen Wettkämpfen. Das bekannteste Spiel der Schüler ist ein Kampf, in dem es um eine Schneeburg geht, die aus meterhohen hartgefrorenen Schneeblöcken zusammengesetzt ist, ein sechs Meter hohes Schloß, das noch mit einer großen, breiten Mauer gesichert ist. Am Kampftag ziehen die Parteien ihre weißen dickleinenen Judo-Kimonos an, um nach dem gemeinsamen Singen des Kampfliedes den Sturm auf das Schneeschloß zu beginnen. Der Kampf ist erst dann beendigt, wenn drei der angreifenden Partei den ersten Wall besiegt haben und zwei weitere den hohen Turm im Sturm genommen haben. Auch in der grimmigsten Kälte dürfen keine Handschuhe angezogen werden.

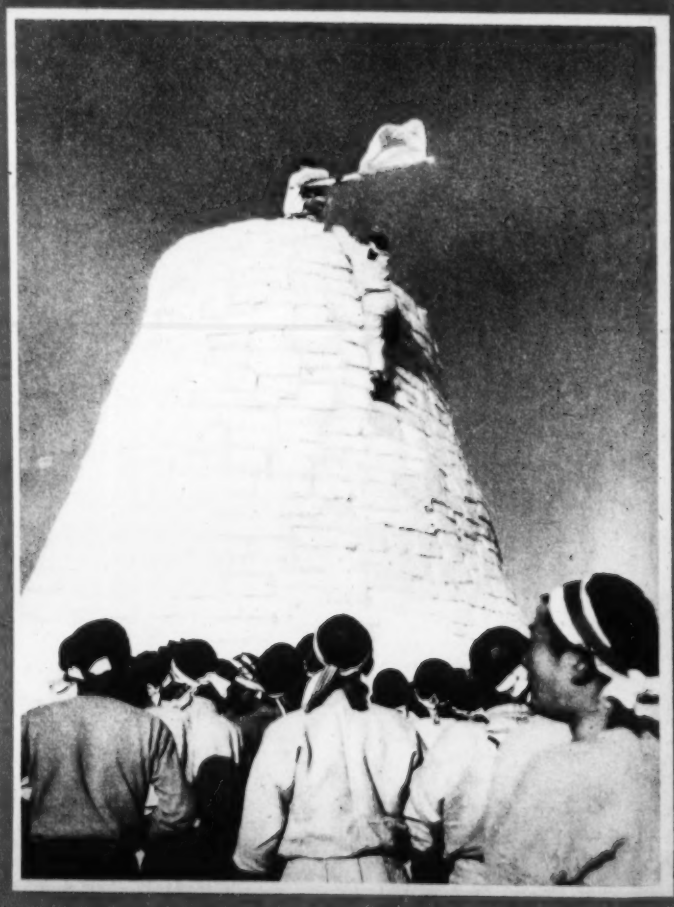
Aufnahmen: Wernst Cubatz (3), Walter Wirth (1)

Wenn auch das ganze Gesicht von zerplatzten Schneebällen verkleistert ist, leidet die Fröhlichkeit nicht darunter

In schwieriger Eiskletterei wird der gefrorene Festungsturm, auf dem die stolze Flagge weht, erobert

Die Schüler der Mittelschule von Sapporo in Japan kämpfen um die Mauer, die zäh verteidigt wird

Zum Erstürmen des hohen Turmes ist es notwendig, daß man sich mit griffigen Bastschuhen ausrüstet



Junge Boten des Reiches:

Deutsche Jungen am Schwarzen Meer

Adolf-Hitler-Schüler besuchen die Ukraine und Transnistrien — Sensationen für die Volksdeutschen

In Liedern, Gedichten, im Schrifttum und in Heimabenden der Hitler-Jugend nahm von jeher der Osten mit allen seinen lebenswichtigen Problemen einen breiten Raum ein. Bisher konnte nur schulungsmäßig auf diesem Gebiet gearbeitet werden. Nachdem seit mehr als zwei Jahren durch Einsätze verschiedener Art Hitler-Jugend und BDM. in enger Berührung mit dem Generalgouvernement stehen, ist die nationalsozialistische Jugend Deutschlands nun in diesem Jahr noch eine Etappe weitergegangen und zum ersten Male auch im weiteren Osten zu praktischer Tat geschritten.

Stabsführer Möckel bestimmte dazu die Adolf-Hitler-Schulen. Vor einigen Wochen reisten nun Spielscharen der AHS. (Jungen aus allen Gauen des Reiches) nach den Reichskommissariaten Ostland und Ukraine, sowie nach Teilen Transnistriens, um vor den dortigen Volksdeutschen, den Reichsdeutschen der Zivilverwaltung, den Angehörigen der Kommandos der Volksdeutschen Mittelstelle der SS und vor den Soldaten, in Lazaretten usw. zu spielen und zu singen.

„Ja, wo kommt ihr denn her?"

Die frischen, straffen, gesunden und lebensfrohen, so sauber einheitlich gekleideten Adolf-Hitler-Schüler wurden von den Ukrainern wie Wundermenschen angestaunt, von den Volksdeutschen aber wie Wesen aus einer fernen, besseren Welt betrachtet. Nun konnte man mal an Ort und Stelle einen Vergleich ziehen, wenn diese Jungen neben den zerlumpten, heruntergekommenen und verwahrlosten, verelendeten jugendlichen Gestalten, die das bolschewistische System auf dem Gewissen hat, zufällig standen.

Und die Soldaten, die Reichsdeutschen der Verwaltung, die Schwestern, Eisenbahnbeamten, sie alle freuten sich, waren sehr überrascht, Hitlerjungen plötzlich irgendwo im weiten Osten zu treffen. „Ja, wo kommt ihr denn her? — Das sind ja Hitlerjungen, Jungen aus Deutschland!" So hörten wir es immer wieder erfreut rufen, wenn unsere Wagen unter Deutschen auftauchten. Die Hitlerjungen bringen ihnen ein Stück Heimat und hellen das Land etwas auf, dieses Land, dieses eigenartige, mit seinen im Sowjetgeist geschaffenen grauen, eintönigen, seelenlosen Städten und seinen armseligen, lehmverklebten Dörfern in doch nicht ganz reizloser Landschaft, wo nach der Lösung vom bolschewistischen Druck erst nach und nach langsam sich wieder das Leben zu regen beginnt.

Mit Gesang marschieren Adolf-Hitler-Schüler durch das Dorf, während sich diesem Zuge die glückliche, volksdeutsche Jugend anschließt

Diese Schilder stehen am Eingang eines jeden deutschen Dorfes in der Ukraine. Sie verbürgen den Schutz des Deutschen Reiches

Aufnahmen (4) Oberbannführer Melchior

Die Dorfstraßen sind so sauber und freundlich wie in Deutschland. Die Gastfreundlichkeit der glücklichen Bewohner läßt die Pimpfe fast vergessen, daß sie sich in einem Lande befinden, das durch unsere Soldaten befreit wurde

Und in die deutschen Dörfer, die trotz aller Armut und anspruchslosester Einfachheit sich in ihrer Sauberkeit, Ordnung und im Häuserbau himmelweit von den anderen Dörfern des Ostens abheben, bringen diese Jungen einen Gruß aus jenem fast sagenhaften Reich in weiter Ferne, das die Heimat und Sehnsucht aller Deutschen ist, auch jener, die und deren Vorfahren so lange schon als Kolonisten abgetrennt stehen. Dorthin bringen sie einen Abglanz aus dem großen Deutschen Reich, ein Leuchten der strahlenden Jugend unseres sieghaften Volkes. Die Jungen selbst aber erleben nun wirklich einmal den Begriff: Großdeutschland und seine Stärke!

Die beiden Spielscharen der AHS. Sonthofen und Thüringen, die das Land am Bug und Dnjstr am Schwarzen Meer und die Ukraine (Shitomir und Kiew) besuchten, gehörten einem Sonderkommando an und trugen dessen

Die Gehöfte verraten den ganzen Stolz und die ganze handwerkliche Geschicklichkeit der Bauern, die auch im fremden Lande Jahrhunderte hindurch von gleicher deutscher Gründlichkeit und Tüchtigkeit geblieben sind

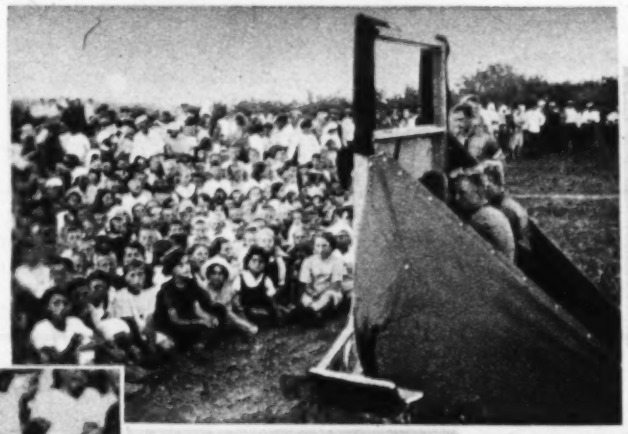
„Verschickt" — ein landesübliches Schicksal

Und die Hitlerjungen stießen vor allem hier auf einen landesüblichen Begriff, den nur der Bolschewismus kannte, und der für ihn bezeichnend ist. Unsere Jungen erfuhren, was das Wort „Verschickung" hier hieß, jenes Wort, das die ganze Grauenhaftigkeit des Kommunismus umschließt. Die Jungen hören immer wieder, daß in den Familien plötzlich nachts GPU.- oder NKWD.-Schergen auftauchten, den Vater oder die Söhne, manchmal auch die Mutter einfach der Familie entrissen, mitnahmen, ohne daß sie sich verabschieden konnten, um nach wüsten Zonen des Sowjetreiches, nach Sibirien oder sonstwohin verschleppt zu werden, zu unvorstellbaren Frondiensten, Zwangsarbeiten, Kanalbauten usw., ohne Grund, ohne irgendwelche Vergehen, nur weil der Bolschewismus billige Arbeitstiere brauchte. Die „Verschickten" konnten nie wieder mit ihren Familien in Verbindung treten, sind entweder sowieso elend umgekommen oder inzwischen umgebracht worden, jedenfalls für immer verschollen, selbst wenn sie nicht starben, sind sie doch tot für die Familie. Vielleicht haben sie auch in Sibirien wieder geheiratet. Niemand weiß jedenfalls etwas über ihr entsetzlich ungewisses Schicksal. Das bolschewistische „Paradies" steckte voller Rätsel. Unsere Jungen stellten

feldgrauen Rock aus zweckdienlichen Gründen. Natürlich traten sie in den Veranstaltungen in ihrer Hitler-Jugend-Uniform auf.

Ratten waren Leckerbissen

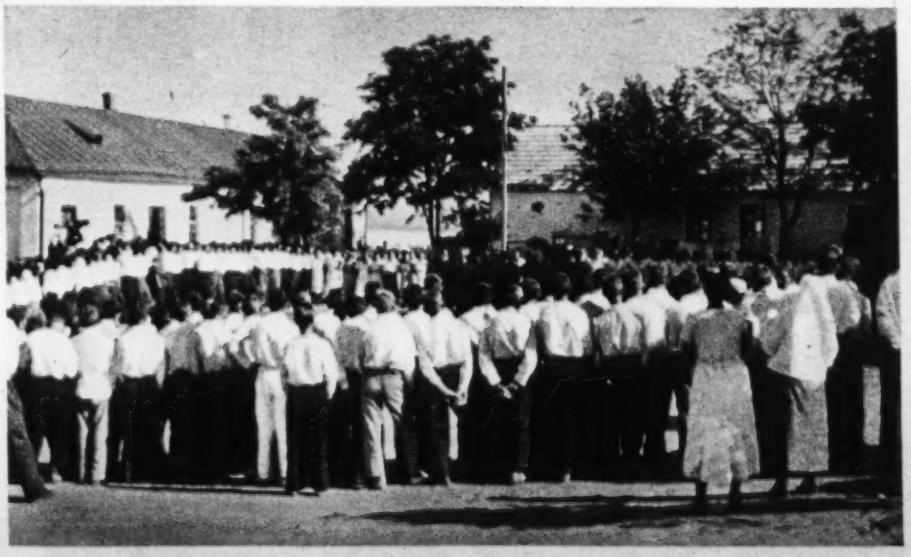
Einige Wochen reisten wir durch die Dörfer und wenigen Städte dieses Landes am Dnjstr und Bug. Erlebnisse eindrucksstärkster Art hatten diese Jungen. In den Familien hören und sehen sie, was nahezu 25 Jahre Bolschewismus angerichtet haben, erfahren sie von den grauenhaften Leidenszeiten, von den Auswirkungen der Wahnsinnsidee eines Lenin, von gewaltigen Hungerperioden, wo in jeder Familie Menschen des Hungers starben, Verhungerte auf den Straßen umherlagen, Gras gekocht wurde zur menschlichen Ernährung, manche „Glück" hatten, daß sie „nur geschwollen" waren (gemeint sind durch Hunger geschwollene Glieder und aufgedunsene Leiber), ja wo schon Ratten und Katzen seltene Leckerbissen waren für die bevorzugten „proletarischen Klassen". Das Sowjetkolchossystem nahm den Bauern alles weg.



Vor einer hundertfachen Schar von Kindern, die aus zahlreichen Dörfern zusammengekommen waren, führen die Adolf-Hitler-Schüler ein Kasperle-Theater vor, das die an diese Genüsse nicht gewöhnten Kinder zu glücklichen Freudenausbrüchen mitreißt

Ein Blick auf die fröhlichen Gesichter der volksdeutschen Kinder, in denen sich das ganze Vergnügen, das sie bei dem Spiel empfinden, widerspiegelt

Wenn die deutschen Jungen ihre Lieder singen, bildet die Jugend des Dorfes einen feierlichen Kreis um sie. Nach wenigen Takten schon haben sie die Melodie begriffen und singen sie voll Begeisterung mit



Die spielgewandten, musikalischen Pimpfe sorgen für Laune

Abgerissen, scheu und fremd sieht der Russenjunge dem unbegreiflichen Treiben zu

fest, wie z. B. in einem einzigen Dorf in einer Schulklasse von 25 Kindern, gerade noch fünf ihren Vater hatten, die anderen wissen seit Jahren nichts mehr von ihm; er wurde eines Nachts gewalttätig weggeholt ohne jeden politischen Anlaß, irgendwohin ins weite russische Land verschleppt, ohne je wiederkehren zu können. Es gibt keine Familie, aus der im Laufe der Jahre niemand auf diese Weise „verschickt" wurde. Zahlreiche Dörfer sind heute fast ganz ohne Männer.

Bei allem Elend und aller Armut haben die Volksdeutschen sich doch ihre deutsche Sprache und deutsches Wesen erhalten. Immer wieder bedeutet es ein besonderes Erlebnis, in den Schulen der Volksdeutschen, sei es in den Städten oder auch in kleinsten, entlegensten Steppendörfern, in einer Schulstube zu stehen unter Kindern, denen man die deutsche Abstammung doch fast immer sofort auch äußerlich anmerkt, gar noch wenn sie sprechen oder ein deutsches Lied singen. Es sind rassisch gute Typen darunter vertreten, auch verhältnismäßig zahlreiche blonde und blauäugige Kinder.

Vom Leidensweg der Steppendörfer

Und die Hitlerjungen hörten weiter davon, wie einmal an einem Morgen in einem Sowjetdorf die Frauen sich weigerten, zur Arbeit zu gehen, weil ihnen in der Nacht vorher die Männer schuldlos verschleppt worden waren. Daraufhin kam die NKWD. sofort zurück, erschoß 80 der Sowjetbudgerinnen und ließ die Leichen drei Tage lang auf der Dorfstraße liegen, während sich die Kinder verängstigt verkrochen.

Die Hitlerjungen hören mit Staunen, wie Bauern, die drei oder gar vier Räume besaßen, verfolgt wurden. Es durfte in vielen Gegenden Sowjetrußlands niemand einschließlich Küche und Wohnraum mehr als zwei Zimmer besitzen. Häuser, die mehr Räume aufwiesen, wurden entweder geteilt, oder man brach sie ab und baute sie neu, eben nur mit zwei Räumen (in denen auch noch das Kleinvieh mit untergebracht war — oft auch Schweine und Schafe mit) und noch schlechter als die alte Hütte war, um nicht aufzufallen. Kein Streben nach Verbesserung der Wohnverhältnisse oder gar der Lebensverhältnisse wurde von den Sowjets geduldet. Sauber sein galt als reich und wurde entsprechend verfolgt.

So viele, unendlich viele erschütternde Szenen erlebten wir. So viel Elend und so zahlreiche Tragödien erfuhren wir, die menschliche Verirrungen, verkörpert im Bolschewismus, heraufbeschworen haben. Es ist unmöglich, sie zu beschreiben. Dabei merkten wir, wie diese Menschen hier beinahe den Begriff und Maßstab für Leid verloren haben, wie monoton und trocken sie uns das alles berichten, daß es uns oft kaum glaubhaft erscheinen mag und doch grausame Wahrheit ist.

Immer wieder besuchen die Pimpfe die einzelnen Bauern, die sich ein Vergnügen daraus machen, sie immer von neuem einzuladen

Aufnahmen (9) Oberbannführer Melchior

Kinder sagten sich öffentlich von den Eltern los

Einmal erlebte ich es am Schwarzen Meer, wie bei einer Frau aller Druck und alle Not der letzten Jahrzehnte und die jetzige Umwandlung der Dinge bei ihr sich in einem befreien-

Daß sich die Jungen aber in Rußland befanden, merkten sie bald am Zustand der Straßen und daran, daß immer fahrendes Volk, auf unserem Bilde rechts Zigeuner, durch das Land zieht

den Tränenausbruch lösten. Es war nach einer unserer Veranstaltungen, als ein Hitlerjunge in sein Quartier eingewiesen wurde, und er plötzlich in ihrer Stube unter ihren Kindern stand. Es dauerte lange, ehe sie sich faßte, als sie den Hitlerjungen ansah und ihn mit den in Sowjetrußland herangewachsenen Kindern verglich. Sie fand den richtigen Ausdruck dann, als sie sagte, daß ihre Kinder keine Jugend hatten, verkrampft und unterernährt herangewachsen sind in all dem Elend und unter dem Druck der Verschickung des Vaters, unter der Angst, daß auch noch die Mutter weggeholt werden könne, und zum anderen Teil unter der Verhetzung durch die Kommunisten gegen ihre eigenen Eltern. Ist es nicht das Bezeichnendste im Sowjetstaat gewesen, daß ein Schulmädchen überall in der Sowjetunion als Idealtyp kommunistischer Jugenderziehung verherrlicht wurde, das seine Eltern an die GPU. verraten und ins Gefängnis gebracht hatte und sich von ihnen öffentlich losgesagt hatte? Sowjetrußland kannte für diese Art des Lossagens von Kindern von ihren Eltern eigene Formeln. So war diese Fahrt eine überaus wertvolle, praktische Anschauungsschulung für die Adolf-Hitler-Schüler, die ja den Nachwuchs für unsere politische Führung einmal stellen sollen. Sie kamen hier in engste Berührung mit allen Ostproblemen. Wir schoben Besichtigungen und entsprechende Vorträge in den Dienstplan ein, bildeten ferner Arbeitsgemeinschaften innerhalb unserer Reihen, die sich z. B. auch mit den früheren kommunistischen Jugendorganisationen beschäftigten, mit den Komsomolzen, Pionieren und Oktoberkindern, deren Abzeichen, Bücher, Schriften usw. einsammelten. Andere wieder stellen Erhebungen über die volksdeutsche Jugend an, suchten Führer heraus, gaben ihnen Anregungen und schufen die Grundlagen für eine Erfassung und Organisation der volksdeutschen Jugend. Wir vermittelten ihr unser Liedgut und erzählten in den Schulen von Deutschland und vom Führer. Wir pflegten Leibesübungen mit ihnen, damit sie Sport betreiben lernen als Ausgleich zu ihrer schweren körperlichen Landarbeit. Und unser kleiner, sportlich gewandter Spaßmacher lernte den Volksdeutschen wieder das Lachen. Ferner besuchten wir Lehrgänge volksdeutscher Jugendführer und auch volksdeutscher Lehrer und arbeiteten mit ihnen.
Sportfeste, Morgenfeiern, abendliche Feierstunden, Laienspiele, Kasperletheater- und Lichtbildervorführungen vor den Volksdeutschen wechselten ab.

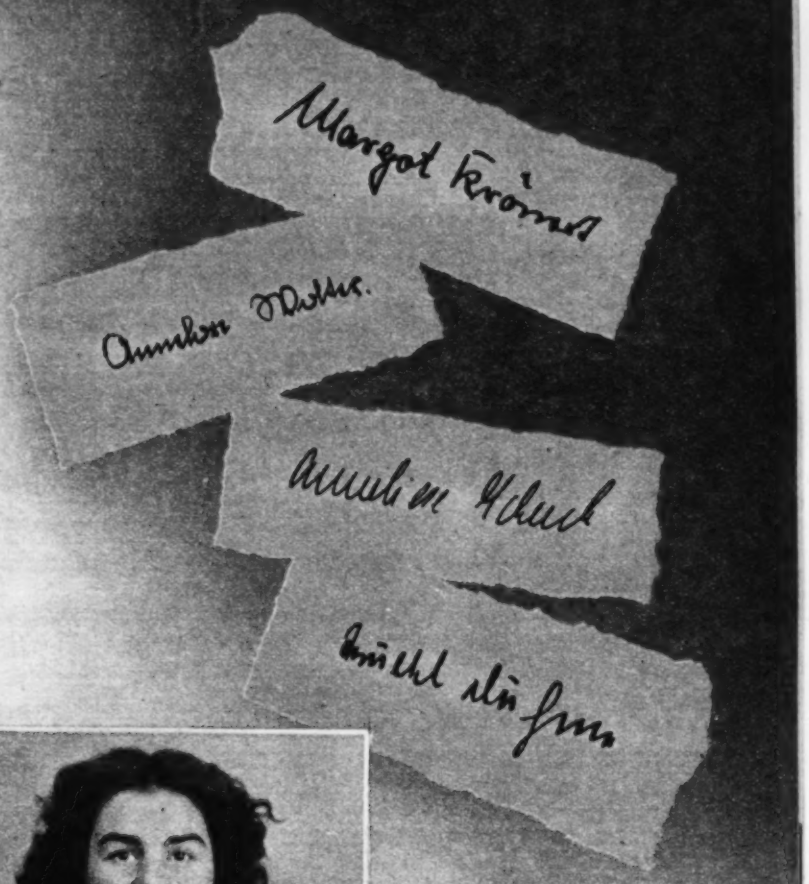
Unvergeßlich: Deutsche Dorfabende am Schwarzen Meer

Ganz besonders stimmungsvoll gestalteten sich immer die Dorfabende im Freien, wobei die Hitlerjungen mit Streichorchester musizierten und schließlich die schönsten deutschen Volksweisen sangen. Es war stets eine Erbauung für die leidgeprüften Men-

(Fortsetzung Seite 21)

Bund der Gesinnung

Welten trennen Deutschland und Japan voneinander. Ozeane und Kontinente schieben sich dazwischen, dennoch hat der weltweite Kampf unserer Tage diese beiden Nationen zu Verbündeten gemacht. Es war nicht etwa das bloße politische Spiel, das die beiden Völker Seite an Seite brachte, sondern sie fühlen sich gesinnungsmäßig in ihren Idealen und in ihren Wesen auf das engste miteinander verbunden. So verschiedenartig auch die Kulturkreise sind, denen die beiden Völker entstammen, so sehr sind sie sich einig in ihrer Hingabe, dem Vaterland zu dienen, in ihrer Gesinnung, die ihnen befiehlt, alles für das Volk zu tun, daß es aus diesem Krieg größer, mächtiger und strahlender hervorgehe.



Tapfere Mädchen

Aufnahmen: Werner Cohnitz, Barbara Nordhaus-Lüdecke (7)

Wer will einem Mädchen ansehen, ob es tapfer ist. Sind Geistesgegenwart, Einsatzbereitschaft und höchste Willenskraft nur männliche Tugenden? Wer in den Brandnächten des Westens und Nordwestens dabeigewesen ist, wird diese Frage beantworten können. Unsere Geschichte ist nie arm gewesen an Beispielen tapferer Frauen, die in der Stunde der Gefahr soviel wert waren wie mancher Mann. Auch die Mädchen vom BDM. haben in jenen gefährlichen, branddurchglühten Nächten so viel innere Haltung gezeigt, daß sie es verdienen, mit ihren Taten herausgestellt zu werden.

Sie bewiesen in den Stunden der Not so viel Größe und selbstverständliche Einsatzbereitschaft, daß es ungerecht wäre, ihrer nicht mit Dankbarkeit zu gedenken.

Sie haben mitgeholfen Brände zu löschen, Kinder zu retten, Werte vor der Vernichtung zu bewahren und die Gefahr so wenig zu achten, daß einige von ihnen nunmehr mit dem Kriegsverdienstkreuz ausgezeichnet wurden. Nicht, daß es ihnen um diese Dekoration gegangen wäre. Sie haben nichts davon gewußt, und in den Augenblicken der Gefahr haben sie sicher nicht eine Sekunde daran gedacht, daß sich diese aufopfernde Tätigkeit einmal lohnen würde. Ihr Herz befahl ihnen, zu handeln. Darum soll es uns gehen zu zeigen, daß in unseren Mädchen heute so viel Herz, so viel Mut und so viel Tapferkeit liegen, daß sie mit ihren Leistungen einen Maßstab aufstellen, den Maßstab, mit dem die Jugend heute gemessen werden will. Wenn wir an dieser Stelle vier zu Worte kommen lassen, dann nur, um in ihnen die vielen anderen Angehörigen des BDM. zu ehren, die sich so wie sie in den Augenblicken der Gefahr durch Kaltblütigkeit und Hilfsbereitschaft ausgezeichnet haben.

Margot Krönert erzählt:

„Ich befinde mich im Luftschutzbunker, als es auf einmal hieß: ‚Freiwillige Männer raus!' Frauen und Mädel mußten im Bunker bleiben. Mit einem älteren Herrn aber bin ich noch soeben mit aus dem Bunker gerutscht. Als ich auf der Straße war, sah ich, daß es ganz in unserer Nähe brannte. Schnell bin ich mit in das Haus gelaufen und habe auch noch Möbel mit herausgeholt. Als wir mit diesem Hause fertig waren, und ich mich einen kurzen Augenblick verschnaufen wollte, sah ich, wie das gegenüberliegende Haus ebenfalls brannte. Kurz entschlossen bin ich mit einem Jungen und einem Mädel in das Haus gelaufen und habe die Akten, Schreibtische, Bilder und Telephone gerettet. Dann ging's im Laufschritt zu einer anderen Straße, wo wir

aus dem Haus einer Kameradin ebenfalls Möbel und Kleidungsstücke retteten. Aus einem weiteren Haus holten wir Möbel, Gardinen und einen Radioapparat heraus. Dabei habe ich mir beide Hände durch Glassplitter zerschnitten und auch kleine Wunden im Gesicht durch Glassplitter erhalten.
Um 5.15 Uhr bin ich, obwohl ich noch nicht ein paar Minuten geschlafen hatte, zu den Wettkämpfen nach W. gefahren und habe dort im Geräteturnen noch einen guten Platz belegt."

Annelore Wolter erzählt:

„Herr Müller reißt die Tür auf. Er ruft: ‚Wasser und den Minimax!' Schnell habe ich den Minimax aus seinem Gestell gerissen. Vier Brandbomben konnten wir noch, bevor sie sich entzündeten, aus dem Fenster werfen. Doch von der fünften hatten die Gardinen Feuer gefangen. Aber wir erstickten es bald. Plötzlich fällt uns Kalk und Mörtel auf den Kopf. Wir eilen nach oben, von wo uns dicker, weißer Qualm entgegenschlägt. Schwer bekomme ich jetzt noch Luft. Doch das Wort ‚ich will' rafft mich immer wieder auf. Wir versuchen den Brandherd zu erreichen. Überall liegen Brandbomben. ‚Wir müssen auf jeden Fall soviel wie möglich retten', sagte ich mir immer wieder. Ich habe nie gedacht, daß ich so viel schleppen könnte. Wir ließen uns durch nichts beirren. Silber, Geschirr, Bilder, Bücher, Wertpapiere, Ledersessel, eine Couch, Tische, Teppich, Lampen und noch vieles andere schleppten wir in den Garten. Selbst als die Decke eingebrochen war, gingen wir noch in den Keller, holten Gemüse, Eingekochtes, Wein, Spielsachen und Schuhe heraus.
Drei Häuser weiter sauste eine Sprengbombe nieder. Meine Augen brannten wie Feuer. Ein Sanitäter, der mich gerade aufgriff, als ich auf der Straße mal wieder taumelte, wusch mir die Augen aus."

Trudel Duhme erzählt:

„Nach dem Angriff ging ich erst in die Innenstadt. Dort konnten wieder einige Geschäfte ausgeräumt werden. Ich verband auch zwei Verwundete. Da ein neuer Anflug gemeldet wurde, eilte ich sofort zu meiner Arbeitsstelle zurück. Mein Weg führte am Kinderhospital vorbei. Da sah ich nun, daß das Gebäude sehr stark mitgenommen war. Mit den Schwestern zusammen habe ich die Kinder zu einer Familie gebracht, die dem Hospital gegenüber wohnte. Die Kinder waren sehr unruhig geworden und ein großer Teil mußte noch in der Nacht die Flasche haben. Da auch ein Teil der Wasserrohre getroffen waren, konnte in der Nähe kein warmes Wasser zum Anwärmen der Flaschen aufgetrieben werden. So zog ich noch in der Nacht los, um heißes Wasser zu besorgen. Schließlich kamen doch noch alle Kinder im Laufe der Nacht zu ihrem Recht.
Die Einheiten wurden zum Essenausteilen und Kartoffelschälen herangezogen. Auch galt es, einige obdachlosgewordene Mädel meines Ringes unterzubringen."

Anneliese Schenk erzählt:

„Plötzlich fing es in einem Lebensmittelgeschäft auf der anderen Straßenseite an zu brennen. Wir natürlich nichts als rüber, um noch recht viele Lebensmittel zu retten. Auf dem schnellsten Wege wurde alles herausgeholt, was man nur eben fassen konnte. Nun mußten wir an die Bergung der Sachen gehen. Es war bestimmt nicht leicht, in einem Haus zu arbeiten, wo die Wände teilweise eingestürzt waren. Wir haben das Haus aber doch noch geräumt und die Sachen so gut wie es ging untergestellt.
Durch die Einsätze bei den Angriffen haben wir der Bevölkerung gezeigt, was es heißt, Jungmädel zu sein, und daß wir auch wirklich etwas leisten können, wenn wir gebraucht werden."

In der Morgensonne

Als sich der Tertianer auf dem Bauernhof meldete, machte er keinen guten Eindruck auf den Hofherrn. Der langaufgeschossene Junge in seinem korrekten guten Anzug, mit seinen blankgeputzten Stiefeln trug eine verschlossene Miene zur Schau, er verbeugte sich etwas linkisch und sagte seinen Namen „Roland vorm Felde" so deutlich als melde er damit zugleich auch seinen Anspruch an, besonders behandelt zu werden. Er war jemand, und daß er sich mit den übrigen Schülern seiner Klasse zur bäuerlichen Arbeit entschloß, sollte nicht heißen, daß er ein bloßer Knecht sei. „Roland vorm Felde", sagte er und sah aus wie einer, der zu Besuch kam, zu einem spröden, langweiligen Besuch allerdings.

Der Bauer seufzte ein wenig, wenn auch nicht deutlich und behielt seinen Mißmut für sich. Was nutzte ihm ein junges Kerlchen wie dieses, denn er brauchte mehr als einen Gast auf seinem Hofe, er brauchte ein paar gute Fäuste, einen flinken Pferdelenker, einen Holzhacker und Garbenbinder.

Aber der Herr des Hofes nahm auch diesen Jungen auf. Vielleicht hatte er auch keine Zeit, mehr zu tun, als ein kleines Gefühl des Unbehagens zu verspüren. „Geh nur in die Küche", sagte er und sah zu, wie Roland seinen Koffer über den Gartenweg dem Haus zu trug. Es war übrigens ein altes Haus mit leuchtenden gekalkten Wänden und einem verwitterten Strohdach. Die Fenster blinzelten klein und glanzlos in den grauen Tag.

Als sich Roland in seiner kleinen Kammer umsah, mochte er das Gefühl der Trostlosigkeit nicht zu unterdrücken. Er warf seinen blanken, schwarzen Koffer auf das kahle Bett und starrte vor sich hin. Ein fremdes Haus, eine fremde Welt, ein karges Zimmer, das ihm so wenig Geborgenheit gab wie nur sonst irgendein Platz auf dem freien Felde.

Nicht daß Roland ein schlechter Kerl wäre. Mit vollem Recht glaubte er, sich unwohl zu fühlen. Ja, er machte sich geradezu ein wenig lustig über die Primitivität des Hauses, er wippte auf seinem Bett und siehe, es knarrte. Fast lächelte er in bissiger Zufriedenheit.

Als er kurze Zeit später in die Küche kam, legte ihm die Bäuerin Brot und Butter auf den Tisch. Sie hatte ein rotglänzendes Gesicht, eine Haut ohne jede Weichheit, ein Wind- und Wettergesicht. Sie trug irgendein Kleid, dicke wollene Strümpfe und an den Füßen Stoffpantinen. Roland sah es, weil er die Blicke zur Erde gesenkt hatte. Der Tisch trug keine Decke, sonder ein ausgeblichenes Wachstuch, auf dem in ziemlicher Schmucklosigkeit die dickwandige hohe Tasse neben dem bleichen unförmigen Teller stand.

Als Roland aufsah, blickte er in die Augen eines etwa zwölfjährigen Mädchens, das beide Arme auf den Tisch gestützt hatte und ihn ansah. Dabei fielen ihr die blonden Haare in die kräftige kleine Stirn. Weiß Gott, eine Frisur hatte sie nicht. Das waren eben Haare, die man morgens zurückkämmt und die sich dann doch benehmen, wie sie wollen. Ihre Augen waren wie dunkle, kleine Knöpfe, und es war unverschämt, wie sie sie auf Roland gerichtet hielt. „Lisa", sagte die Mutter zu ihr, und wenn Roland kaltblütiger gewesen wäre, hätte er gesagt: „So und nicht anders muß sie heißen, das ist eben so eine — Lisa."

Die Arbeit fiel Roland nicht schwer. Er hatte ein ausgesprochenes Gerechtigkeitsgefühl, und es hätte ihm nicht gepaßt, für das gute Essen die Arbeit schuldig zu bleiben. Natürlich täuschte er sich über den Wert seiner Arbeit, denn der Bauer zog oft genug die Stirn zusammen, denn Roland war kein flinker, nüchterner Arbeiter, sondern er gestattete sich, Gedanken zu haben, die ihn über den Hof hinausführten.

Ab und zu sah er auch das Mädchen Lisa. Sie trug einen buntbestickten Schulranzen, wenn sie in die Schule ging. Außerdem trug sie keine Strümpfe und Schuhe, sie hatte blasse, weiße Beine.

Abends brachte Roland sich ein Buch mit herunter, irgendein Buch. Damit saß er in einer Ecke und vertiefte sich darin. Fast mitleidig sah er auf Lisa, die ihre Schulaufgaben machte. Sie beugte ihren kleinen Kopf ganz tief auf das Heft, daß ihre Haare noch wilder als sonst in die Stirn fielen. Sie kaute am Bleistift und wanderte mit ihren Blicken die Wand entlang. Sie weiß nicht weiter, dachte Roland befriedigt, denn er hatte einen dunklen Zorn gegen alles. Schließlich sagte er: „Komm, ich will dir helfen", schob sein Buch zur Seite, aber so, daß jedermann den Titel lesen konnte. Er fühlte sich wohl darin, mit seiner Gelehrsamkeit den tiefen Abstand zu betonen, der zwischen ihm und dieser Welt klaffte. Lisa sagte wenig dazu. Sie sah ihn nur an mit ihren blanken dunklen Knöpfen. Wenn sie doch nicht so blöd starren würde, dachte Roland und half ihr beim Rechnen. Er sagte: „Siehst du, so mußt du das machen, so und so und so." Die Ergebnisse purzelten unter seiner flinken Hand nur so aufs Papier. Aber Roland hatte doch kein reines Vergnügen dabei, denn Lisa staunte nicht. Dabei hätte sie doch staunen müssen. Sie hätte seufzen müssen: Ach, wenn ich es doch auch so könnte. Aber das sagte Lisa nicht. Sie hockte da mit ihrem roten, dünnen Kleid wie ein prächtiger Farbenklecks. Ihre Beine pendelten unter dem Tisch. Sie hatte an jedem Fuß fünf weiße Zehen, die sanft den Boden strichen. Lisa sah ihn an oder sie starrte auf seine Hand. Gott, ist die dof, ärgerte sich Roland, man sollte gar nicht erst mit Mädchen anfangen.

(Fortsetzung Seite 10)

ZUM Tanzen GEBOREN

schon in diesen jüngsten Jahren der Beruf des Tanzens nahegebracht wird. Die Ansicht, daß das Tanzen, die Laufbahn auf der Bühne, eine einfache, amüsante und leichte Sache ist, hat sich wohl schon längst entlarvt. Tanzen zu lernen ist ein Beruf wie jeder andere auch. Vielleicht sogar ist er noch härter und entsagungsvoller, weil schon die Zeit des jungen Menschen, die gemeinhin dem Spiel dient, ausgefüllt wird mit dem ersten Unterricht.

Der Flitter der Tanzkleider mag auch für das Auge eines kleinen Mädchens ein schönes und begehrtes Wunder sein, doch alle Illusionen, alle fal-

Ob ein Junge oder ein Mädchen zum Tanzen geboren ist, wissen sie oft viel weniger, als ihre Eltern vorgeben, es zu wissen. Ein Entschluß der Eltern ist es, auf eine tänzerische Begabung hin, die sich beim Kind schon im Spiel anzeigen kann, einen ernsten Schritt zu tun, der für die Kinder so viel bedeuten muß. Man meldet sie an beim Theater, wo unter der Anleitung von erfahrenen Tänzerinnen und Ballettmeistern, den Jungen und Mädchen

Aufnahmen: Barbara Lüdecke (7)

schen Vorstellungen werden rasch zunichte gemacht, wenn die harte Arbeit beginnt.

Die Leitung liegt in den Händen von Frau Dasy Spieß, Frau Mesina und Ballettmeister Rudolf Kölling.

Wenn die Kleinen ihre Prüfung bestanden haben, so können sie an den Kursen teilnehmen, die Leitung entscheidet, ob es Sinn hat, das tänzerische Training weiterzuführen. Der Grundsatz ist vollkommen richtig, daß man die jungen tänzerischen Talente frühzeitig formen soll. Dies beweisen die Leistungen, die bereits von 8—10jährigen gezeigt werden.

Es dauert nicht allzulange, da stehen schon die Kleinen, die von ihrer Zukunft weniger wußten als ihre Mütter, auf der Probebühne. Sie liegt abseits des großen Bühnenapparates. Sie haben das erstemal Kostüme an, werden geschminkt und schauen mit großen, glänzenden Augen um sich. Ihr erster Auftritt hinter den Kulissen! Die kleinsten Fehler wirken zerstörend für alle, das wissen die Kleinen wie die Großen, eine Figur greift in die andere über. Eine große gemeinschaftliche Arbeit wird hier geleistet! Jedes Mitglied dieser Tanzgruppe ist sich darüber klar. Es flüstern leise Stimmen: Gleich kommt dein Solo! Die kleinen Kinderfüßchen betreten die Bretter, die ihnen die Welt bedeuten. Vielleicht werden sie einmal ein Stern am Tanzhimmel werden, aber sie haben keine Zeit, daran zu denken, eisernes Training nimmt ihnen die Illusion, sie wissen um den Ernst der Arbeit. Stundenlang dauern oft die Proben. Weinen und Lachen erfüllt den Raum. Lob und Tadel klingen von den Lehrern.

Eine Welt für sich, eine Welt der Disziplin und des Fleißes. Alle wissen es, und sei es eine kleine Dreijährige oder eine Solotänzerin. Die Gesamtleitung muß hier den höchsten Ansprüchen standhalten, alle wissen sie es, und alle wissen um den Ernst, den diese Arbeit fordert.

(Fortsetzung von Seite 7)

Am nächsten Tage arbeitete Roland mit dem Bauern auf einem weiter entfernten Felde. Roland war ein schweigsamer Weggefährte. Aber es brannte ihm manches auf der Zunge. Er spürte eine dunkle Absicht, sich vor dem Bauern hervorzutun, denn der saß wie ein Holzschnitt auf dem Wagen, ruhig, groß, sicher. Mittags brachte Lisa das Essen heraus. Sie kam angeradelt, den Korb an der Lenkstange. Sie trug ein rotes Kopftuch. Wie ein Fliegenpilz, dachte Roland. Lisa strich mit den bloßen Beinen durch das Gras. Sie sang ein wenig. Was ihr gerade einfiel, keine gewaltige Melodie und nichts, um ein Gespräch über Opern anzufangen, von denen Roland gerade einige gehört und gesehen hatte. Wenn sie nur aufhören wollte, so zu piepsen, dachte Roland, als er aß. Sie saßen alle im Grase. Lisa hatte ihren Mund halboffen und zog Gräser durch die Finger. Sie hatte feste, kleine Finger.

Als er weiterarbeitete, saß Lisa immer noch da. Roland geriet ins Schwitzen, weil er plötzlich etwas schneller arbeitete. Er warf die Garbenbündel nur so mit einer Hand, stellte sie mit Schwung hin, als wollte er sie einpflanzen. Sah Lisa nicht her? Ja, sie sah her oder sie sah über ihn hinweg. Sie sah irgendwo hin.

Etwas später sah er sie am Fahrrad basteln. Da ging er hin und sah zu. Ja, aus einem Schlauch war die Luft raus. „Ich mache dir das in Ordnung", sagte er. Sie beugten beide die Köpfe über das Rad, und ihre Haare kitzelten ihn. Ihre Hände lagen nebeneinander. Sie hatte wirklich sonderbar weiße Hände.

Abends brachte Roland kein Buch mit herunter. Er sah der Bäuerin ins Gesicht, er sah sich überhaupt um. Sein Gesicht glühte von der Sonne. Der Bauer steckte sich eine Pfeife an. Es war gemütlich. Nur schade, daß so viel Fliegen herumschwirrten. Sie krochen über den Tisch, und Roland verfolgte sie mit den Augen. Auch Lisa sah den Fliegen zu und schnappte mit der Hand nach ihnen. Als sie weggflogen, lachten beide. Wenn Lisa lachte, blinkten ihre Zähne, und auch die dunklen Augen glänzten mit.

Als Roland einmal in die Stube kam, saß Lisa vor ihrem Schrank. Und über Schulbücher hinweg fiel Rolands Blick auf eine Puppe. Ha, gab es ihm einen Schlag, die spielt ja noch mit Puppen. Aber Lisa spielte nicht mit Puppen, die lag eben nur so da.

Einmal trieb Lisa die Gänse in die Wiese. Sie hüpfte hinter ihnen her und geriet an den Teich. Sie verlor das Gleichgewicht und fiel hinein. Ihr blonder Kopf versank plötzlich. Es war nichts Gefährliches, denn der Teich war eben nur ein seichtes Wasserloch. Aber Roland erschrak und lief hinzu. Es wäre ihm viel lieber gewesen, wenn der Teich wenigstens zehn Meter gemessen hätte, dann wäre Roland nämlich im Kopfsprung nachgesprungen und hätte sie herausgeholt. Aber so krabbelte Lisa von selbst heraus. Ihr Kleid war naß und klebte an den Beinen. Die Zehen brachten richtigen Modder mit heraus. „Kannst du nicht schwimmen?", fragte Roland. Lisa lachte. „Hier", meinte sie, „in diesem Teich?"

Einmal gingen sie an den Fluß. Roland wollte ihr zeigen, wie er schwimmt. Er hatte Sorge, daß die anderen Schüler ihn sehen könnten. Aber es sah ihn keiner. Roland zog seine Badehose an und tobte im Wasser herum. Lisa watete am Ufer. „Komm doch rein", sagte er. Er hatte Lisa unterschätzt. Sie zog ihr rotes Kleid über den Kopf und stieg weiter in den Fluß. Sie hatte weiße Schultern, über die die weißen Bänder liefen. Ihr blonder Kopf lachte über der Wasserfläche. Der Himmel war ganz blau, und fern muhten verschlafen ein paar Kühe.

Als sie wieder herausstiegen, lachten sie beide. Aber als Roland die katzennasse Lisa ansah, ihre Haare dazu, deren nasse Enden wie Zoddeln um ihren Kopf standen, war er plötzlich verlegen. Er wußte nicht warum. „Komm", sagte er und lief schon voraus.

Übrigens gewöhnte sich Roland an die Arbeit. Er pfiff sogar. Der Bauer lächelte ein wenig, denn Roland benahm sich nun so, als hätte er das bäuerliche Fach sozusagen erlernt und sei ein wahrer Meister.

Etwas hart kam es ihn ja an, wenn er Mist laden mußte. Aber Lisa half ihm, wenn er es auch nicht wollte. „Geh weg", sagte er, „ich mache das allein." Er konnte es nicht sehen, wenn sie mit den nackten Zehen im bräunlichen Mist stand. Abends spielten sie oft Mühle zusammen. Roland gewann immer. Lisa stellte ihre Steine hierhin und dorthin. Sie hatte fast gar keinen Ehrgeiz. Roland hatte Ehrgeiz, und weil er ihn hatte, dachte er, daß es Lisa leidtun müsse, immer und immer zu verlieren. Er machte jetzt absichtlich Fehler. Lisa war ganz verwundert, als sie gewann. Sie sah Roland an, nicht triumphierend, nur erstaunt. Aber auch dieses Erstaunen hielt nicht lange vor. Es war, als hielte sich keine Empfindung lange in ihrem Köpfchen. Schließlich saß sie da und träumte doch nur. Ganz still war es, die Sonne ging unter und Lisa träumte. Sie selbst war ein Traum mit ihrem ovalen Gesicht, mit ihren gesenkten Augenlidern und mit dem Busch der gelben Haare. Und unter dem Tisch schwang sie sanft die Beine hin und her. Als der Tag immer näher kam, da die Zeit Rolands dem Ende entgegenging, wurde er stummer. Er ging über die Wiese und wußte nur, daß er etwas bedenken müsse. Aber was, das sagte ihm der Himmel nicht. Er schnitt Weidenruten ab, er warf Steine, er zupfte Blumen und Gräser aus, aber sonst wußte er nichts von sich.

Einmal morgens sah er Lisa, wie sie in die Schule ging. Die Riemen des Schulranzens gingen über ihre Schultern. Das Kleid beulte sich ein wenig. Ihre Haut am Halse war ganz sanft und blaß. Da wußte Roland, daß ihr etwas fehlte. Ihr fehlte ein Kettchen. In diesen Gedanken vernarrte sich Roland. Sie muß ein Kettchen haben. Sie geht barfuß, sie hat nicht einmal eine blitzende Spange im Haar, und das Kleid, mein Gott, es war irgendein buntes Kleid. Sie muß ein Kettchen haben.

Roland hatte ein Kettchen. Aber er schwankte, denn dieses kleine Kettchen, das er besaß, war von seiner Mutter. Er trug es natürlich nicht, aber es war eben ein Kettchen von seiner Mutter. Ein feines goldenes Kettchen. Ob er ihr das —? Roland arbeitete auf dem Felde. Der Bauer freute sich schon längst über den Jungen, der jetzt braun geworden war und sich schon auf dem Hofe zurechtfand.

Abends also schlich sich Roland vor die Tür Lisas. Er klopfte leise an. Lisa antwortete. Sie hatte eine helle Stimme und saß aufrecht im Bett, als Rolands Kopf in der Tür erschien. „Lisa", sagte Roland, „ich habe hier ein Kettchen. Du schläfst

doch noch nicht?" „Nein", sagte Lisa. Sie saß im Bett, ihr weißes Hemd leuchtete. Roland murmelte: „Ich habe ein Kettchen irgendwo gefunden." „Gefunden?" fragte Lisa und sah es an. „Ja", sagte Roland, „im Gras, da lag es plötzlich. Ich kann es doch nicht behalten. Ich kann doch so was nicht tragen." Als Lisa zögerte, nahm er es ihr weg und warf es auf ihre Bettdecke. „Nimm es doch schon", sagte er, „oder soll ich es wieder wegwerfen?"

Da trug Lisa Rolands Kettchen.

Roland aber lag abends in seiner Kammer. Die Fenster ließen die laue Luft herein. Nichts war mehr fremd hier. Das große dunkle Dach wölbte sich vertraut über diesem Hause.

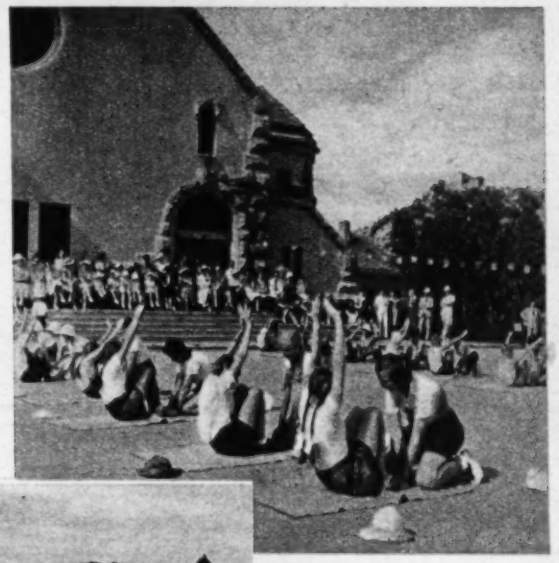
Roland war noch so jung, daß er sich in nichts zu berichtigen brauchte. Er hatte nun mehr kennengelernt. Er hatte so viel kennengelernt, daß sein Herz unter der dicken karierten Decke wehtat. Aber als der Morgen wieder in das Zimmer leuchtete, tat nichts mehr weh. Roland sprang auf. Draußen wurden schon Sensen gedengelt und das Geschirr der Pferde klirrte. Die Morgenfrühe hob sich köstlich aus den Gräsern.

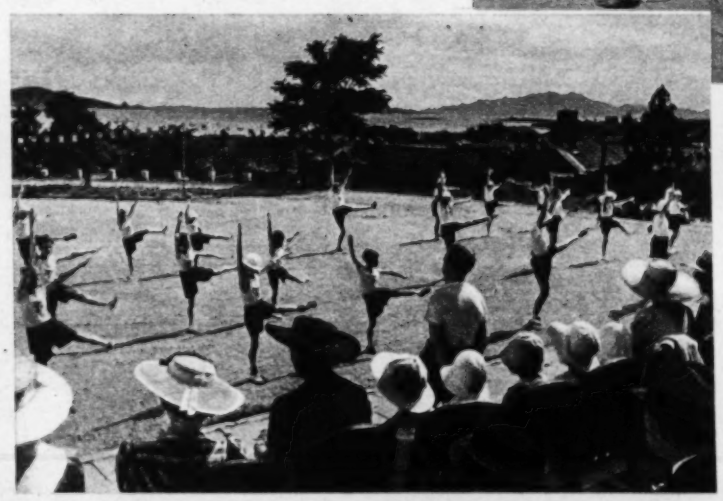
Und Roland hörte schon die Stimme Lisas.

H. R.

Gespannt und vergnügt schauen die Mädel einer Turnriege ihren Kameradinnen zu. Stolz tragen sie das Zeichen der Deutschen Schule

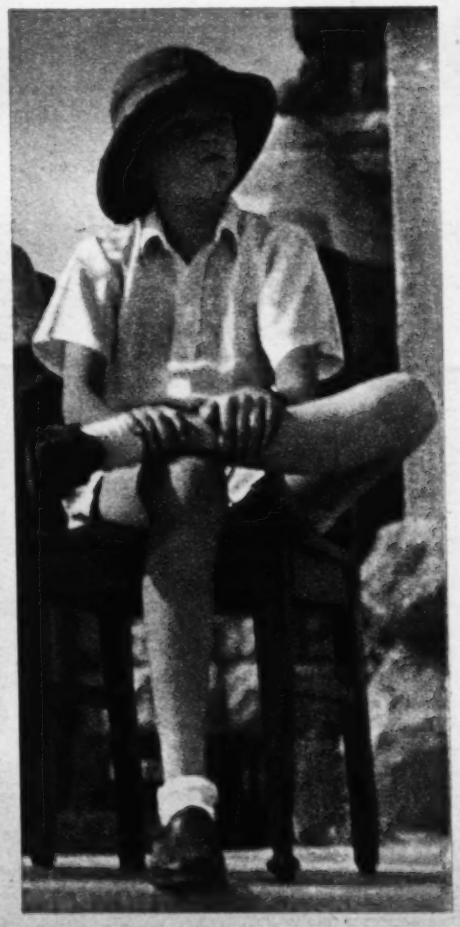
Sportfest in Tsingtao





Auf dem großen Schulhof hält die Deutsche Schule in Tsingtao unter Leitung ihres ehrenamtlichen Turnlehrers jedes Jahr ihr Sportfest ab, zu dem die Deutschen Tsingtaos eingeladen sind. Sie alle wollen ihre Kinder turnen sehen und die Fortschritte feststellen. Hier führen sie ihre Bodenübungen aus. Um ihre Sachen zu schonen, haben sie sich alle bei dem chinesischen Händler für ein paar Kupferstücke Reisstrohmatten gekauft. Im Hintergrund der Signalberg

Aufnahmen (5) Werner Cohnitz



Gemeinsame gymnastische Übungen leiten den Sportnachmittag der Deutschen Schule von Tsingtao ein. Von dem höher gelegenen Schulhof hat man einen herrlichen Überblick auf die Kiauts choubucht mit den angrenzenden Höhenzügen

Um die Kleider zu schonen, werden die Bodenübungen auf den Reisstrohmatten der Chinesen durchgeführt, die für wenige Kupferstücke bei den Händlern zu haben sind

In mandschurischen Stromschnellen

Eine sommerliche Bootsfahrt der Hitler-Jugend auf den Strömen Mandschukuos

Klingt ja recht groß, wenns einer in Deutschland liest und sich vorstellt, daß wir auf Kamelen und Mulis, mit Zelt und Wassersack die Wüstenstrecken quergeritten und schließlich an die Bergketten und den reißenden Fluß gekommen wären. . . So wild ist's aber — leider — nicht. Vielmehr sucht man mit Hilfe eines Japaners die Bootsverleihstelle auf, bestimmt Tag und Zugankunft, packt sich Frucht- und Fleisch- und Fischkonserven ein, belegte Brote, Badehose, Mundharmonika und — so man hat — die Ziehorgel.

Diesmal war's für uns aber noch einfacher. Die Arbeitsfront, vielmehr unser KdF.-Wauwau, hat alles vorbereitet, für uns, die Hitler-Jugend, ein eigenes Boot bestellt und auch noch die Fahrkarten besorgt und sogar bezahlt.

Soweit war alles in Ordnung. Die Erwachsenen hatten zwei Boote, wir hatten eines. Die zuhausebleibenden Eltern rieten uns schon Tage vorher, nicht zu ertrinken, um Himmels willen das nicht zu lang und das andere nicht zu kurz zu tun. Und wenn wir eben was angestellt hatten, hieß es: du darfst dann eben nicht mit.

Früh schlafen. Mitten in der Nacht fahre ich hoch. Da steht der chinesische Boy und grinst: „Alter Herr (das ist hier eine Ehrung) aufsteh — issi via Ua." Was, 4 Uhr? Rraus! Im Halbschlaf Trab zum Bahnhof. Rikschas gibt es um die Zeit nicht. Von den Jungen sind fast alle da, von den Mädeln nur drei. Das kommt, weil wieder Typhus in der Stadt ist und einige Cholerafälle sein sollen. Nicht weit von hier ist auch die Pest ausgebrochen. Da haben die Eltern Angst. Hoten kam aber im letzten Jahr gut weg, weil die Japaner so energisch durchgegriffen haben. Auch dieses Jahr wird die Pest kaum in die Stadt kommen.

Drei Stunden Schnellzug gegen Süden, den Bergen entgegen. Lieder machten uns vergessen, daß der Boden voll lag mit Schmutz, Papier und Essenabfall. Die Chinesen und Mandschus werfen alles auf den Boden, das ist hier Sitte und nicht verboten. Die einfacheren Leute schneuzen sich auf den Boden, die besseren in ein hauchdünnes Papierchen, daß sie dann auf den Boden werfen, so daß man drauftritt und ausrutscht. Dafür halten uns die Chinesen für schmutzig, weil wir uns in ein Taschentuch schneuzen und das wieder einstecken.

Die mächtigen Schlote und Werke von Hanksiko tauchen auf. Das Rauschen und Dröhnen dieser größten südmandschurischen, von den Japanern in kürzester Zeit errichteten Großindustriestadt ist ein eigenartiger Gegensatz zum auffallend ruhigen, beherrschten Wesen der Japaner.

„Wo ist mein Rucksack?" „Du hast ja den meinen!" Du Schafsnase! Die europäische Aufgeregtheit haben wir nicht verlernt. Und von den Chinesen haben wir ein paar gute Schimpfworte übernommen. Die bringen wir bei dieser Gelegenheit an und dann können wir gerade noch rechtzeitig aussteigen: das heißt, umsteigen in die Nebenbahn, um noch anderthalb Stunden weiterzufahren. O Graus!

Aber die Landschaft wird schön. Unsere Lokomotive kurvt mal links rum, mal da um einen Berghang, mal dort durch eine Schlucht oder durch ein Loch im Berg, mal wackel, wackel übers Brückel. Die Nebentälchen, die wir queren, laufen alle gegen unseren Fluß, den wir dann herunterfahren wollen. Von Zeit zu Zeit sehen wir ihn weit drüben oder ganz nahe liegen.

Bäume gibt es selten, die Berge (ein Süddeutscher nennt das Hügel) sind mit Büschen bestanden und mit kurzem, hartem Gras. Mandschukuo ist blumenarm. Hier summen nicht die Bienen wie zu Hause. Daß in unserer Heimatluft alles zwitschert und zirpt, fehlt hier fast ganz. Allein Elstern sind etwas häufiger. Ganz hie und da hört man auch einen Kuckuck. Einzelne Gehöfte, stroh- oder lehmbedeckte Hütten sehen wir, und in deren Nähe manchmal einige Eselchen, Schafe oder Schweine. Auch Rinder sind selten, wenigstens in dieser Gegend. Am offenen Fenster zieht der Gestank vom Tivchen vorbei, und zwischendurch kommt immer wieder ein kräftiger Geruch von Gras und Erde. Jetzt liegt vor uns ein breites Talbecken, in dem der Fluß wie ein leicht gewundenes, unbewegtes Silberband liegt. Ruckel-zuckel, quitsch-brrr — wir sind angekommen.

Nun meint ihr vielleicht, daß wir die Eigenart der mandschurischen Landschaft genießen und in uns aufnehmen und euch davon — so wie geschickte Reiseschriftsteller — begeistert erzählen. Da muß ich euch enttäuschen. Uns kommt es längst nicht mehr eigenartig vor, daß die Kulis im Sommer Strohkegel und im Winter buschige Pelzhauben aufhaben. Das sehen wir schon gar nicht mehr. Was uns an Straßen, an Tälern, Bergen und Kunstgegenständen freut, ist das, was an Zuhause erinnert. Merkt euch das, ihr Überschätzer alles dessen, was fremdländisch ist.

Da ruft Ille auch schon: „Fast wie die Hügel am Rhein. Wenn die Büsche und Hütten da drüben Häuser wären, dann wäre es Andernach." Und Klaus meint: „Haselstauden wie zu Hause. Wenn wir eine ganze Bande wären, gäbe es ein Kriegsspiel." Ja, wenn . . .

Vom Bahnhof bis zum Fluß läuft ein ausgetretener Weg. Unsere KdF.-Schlange ist durch etwa vierzig Japaner, Männer und Frauen, die dieselbe Absicht haben, verlängert. Unten liegen schon fünf Boote.

Die Dorfkinder begaffen uns: „Was haben die doch für lange Beine! Und komisch angezogen sind sie. Die Weißen sind doch alle etwas verrückt." Und dann rufen sie hinter uns drein, was wir jeden Tag zu hören bekommen: „Langnase! L-a-a-ngnase!" Ein bißchen Angst haben die Chineslein und Mandschurchen aber doch vor uns, vor den Leuten mit den häßlichen Fischaugen.

Von hier gesehen möchte man meinen, daß der Fluß zwischen den Bergen in grausigen Schluchten verschwindet und daß unsere Flachbötchen in wilden Katarakten (klingt

„Alter Herr, aufsteh — issi via Ua!" Was? Vier Uhr? Rraus!

Die Kulis müssen die Fahrrinne genau kennen, wenn wir nicht auf unsichtbare Steinbrocken aufschlagen sollen

Dann sind wir mitten drin, und es spritzt und schäumt um uns, und wir werden alle naß

nach mehr als Stromschnelle) zerschmettert werden.

Jungen und Mädel sausen aus Röcken und Hosen. Die einen ungeniert, die anderen hinter einer Decke. Die Jungen lachen spöttisch. In Mandschukuo sieht man oft genug Männlein und Weiblein in der bloßen Haut. Am Boden jedes Bootes liegen Reismatten, also müssen die Schuhe ausgezogen werden. Über ein Dachgestell ist Zelttuch gespannt, damit die brennende Sonne abgehalten wird. Unter dem Dach entwickelt sich jetzt Zeltleben, eigentlich mehr ein Zigeunerlager. Strohhüte, Hosen, Feldflaschen baumeln von den Stangen. Rechts und links (wie unseemännisch) lehnen, kauern und liegen wir entlang den fußhohen Bordwänden. Zwischen uns sind die wertvollen Mitbringsel aufgebaut: Essen, Ziehorgel, Lichtkammern usw.

Vorerst Badeverbot. Wir haben abgelegt vom steinigen Ufer. Unmerklich nimmt die Strömung zu und zieht das Boot mit. Doch sieht man nichts, aber ein Rauschen und Brausen wird stärker und das Boot gerät in leichtes Schaukeln. Die braunschwarzen Kulis, je einer vorn und hinten und ein dritter in Bereitschaft, stehen breitspurig auf ihren Plattformen und lenken das Boot, indem sie lange Stangen bis zum Flußboden ins Wasser stechen und das Boot seitlich drücken. Einzelne Felsbrocken liegen im Flußlauf. Man muß die Fahrrinne genau kennen, wenn man nicht auf unsichtbare Steinbrocken aufschlagen will. Die Kulis machen bedenkliche Gesichter, fletschen die Zähne, arbeiten mit aller Kraft, stöhnen. Wir sind zu weit rechts geraten und die Strömung läßt uns nicht los. Dann sind wir mitten drin und es spritzt und schäumt um uns, und die sorgsam aufgehängten Hemdchen und die heißgebrannten Schultern werden naß, daß es einen schauert. Während das Boot haarscharf an einem Steinblock vorbeisaust und die Gesichter der Bootsführer grau werden, ist es nicht zu verhindern, daß wir einen anderen Stein streifen und ein scharfer Ruck durchs Boot geht. Alles bleibt heil. Die Kulis scheinen Angst zu haben, daß sie entlassen werden, wenn das Boot beschädigt ist.

Die Jugend lacht und freut sich der Aufregung und ist mit den Wünschen schon wieder einen Sprung weiter, beim Baden: „Wann dürfen wir denn? Wann kommt der Badeplatz?"

Zuerst eine kurze Erholung für die Fahrgäste und die Kulis.

Ein Wunder in Mandschukuo: Wenige Meter neben dem Fluß schießt, quillt ein dicker, kristallklarer und eiskalter Wasserstrom aus dem Boden. Wir legen an am Fuß eines steilen, buschbestandenen Hanges. Die Großen machen ihr Bier kalt. Wir kühlen unsere Fruchtkonserven und fangen auch zu essen an.

Da unten leuchtet eine breite, ruhige Stelle im Fluß, ein Badeplatz. Schwül ist die Luft, die Haut brennt, Fleischfliegen und Bremsen hängen an den Dachstangen, rühren sich aber nicht. Die Jungen fangen an, die Mädel zu pisaken, und wir sind eben am Badeplatz, da wird einer ins Wasser geschmissen. Auf einen Schlag ist das Boot leer.

Könnt ihr euch vorstellen, was es heist, monatelang in staubtrockener Luft, in einer grausig grauen Stadt zu leben, in der jeder Luftzug eine Wolke Dreck aufwirbelt?

Nicht jeder traute sich an diesen Fels, und nur ein Teil kam bis zur Kanzel. Wer es gewagt und geschafft hatte, war dann allerdings sehr stolz

Zeichnungen (5) Rieck

Und nun ein frischer Bergfluß, ein wenig trüb zwar vom Löß, aber doch sauber, angenehm kühl, eingesäumt von frischem Grün und von Hügeln. Da und dort kommen sogar kleine Felswände aus den Steilhängen heraus. Urgestein.

Nach dem ersten wilden Toben verziehen sich einige ins Boot. Was für eine Ruhe. Später machen wir das Boot fest. Kleines Geländespiel. Herumtollen im Sand, Ballspielen, Springen, Steinwerfen. Kein Knie ist mehr heil, jeder ist irgendwo zerschunden. Scharfe Steine liegen im weichen Sand und auch das Gras ist hart und kantig.

Weiterfahrt. Abwechselnd kommen flache Stellen und kürzere oder längere Stromschnellen. An einer scharfen Flußbiegung ist das Wasser tief und dunkelgrün, ganz ruhig, bis auf kleine, träge Wirbel. Steil aus dem Wasser heraus kommt ein finsterer Fels, mit Rissen und Bändern und romantischen Kanzeln. Was ist der Mensch doch für ein Tier, wenn er sich immer in flacher Ebene fortbewegt. Einmal eine andere Richtung, nach oben, täte manchem gut. Das Hinaufsteigen, das schlägt sich ja auch auf den Charakter, sagt man. — Nicht jeder traut sich an diesen Fels. Und nur ein Teil kommt bis zur Kanzel. Wer es gewagt und geschafft hat, der weiß immerhin von sich selbst etwas Neues, was die anderen, die zurückgeblieben sind, nicht wissen.

Aber die beiden Esel gingen zum Angriff über, und die Pimpfe, darüber völlig verdutzt, überschlugen sich und landeten unsanft in einer halbvermoosten Pfütze

Das dicke Ende kam noch. Beim letzten Rastplatz ist Badeverbot. Der Strand ist verlockend, aber er fällt unerkennbar plötzlich ab und wird zugleich sumpfig. Zwei Jungen wollen es nicht glauben. Sie schlucken infolgedessen mehr Sumpfwasser, als am ganzen Nachmittag Obstsaft. Kaum sind sie herausgeholt, kriegen sie auch noch den Hintern voll. Schnaufen tun sie schrecklich. Dann kommt der Befehl: Anziehen! Da sind die beiden halbertrunkenen Pimpfe schon wieder so lebendig, daß sie zwei weidenden Eseln nachlaufen, in der Meinung wohl, sie zu fangen und mitzunehmen. Der Mut war groß, solange die Esel davonliefen. Als aber einer kehrt machte, sausten die Jungen wie abgeschossen und blind in die Büsche, überschlugen sich einen Hang hinunter, nahmen Disteln, Brennesseln und Kletten mit und platschten schließlich in eine halbvermooste Pfütze. Ganz recht! Hätten sie nicht schmierige Hosen gehabt, wir hätten sie noch einmal verdroschen.

Im Zug nachher waren wir alle recht still. Was war das für ein Tag. Und wie schön kaputt sind wir alle. Nicht einmal zum Singen reicht es zuerst. Als sich wieder die weite Ebene mit Kaoliang und Soya vor uns breitet, singen wir doch wieder:

„Ein Schifflein sah ich fahren . . ."

Eichenlaubträger
Oberlt. DICKFELD
Gebietsinspekteur der HJ.

Große Freude und Stolz erfaßten mich, denn Oberleutnant Dickfeld war in der Zeit vor dem Kriege unser Gebietsinspekteur der Flieger-Hitler-Jugend und Bannführer gewesen. Meine Gedanken gingen zurück zu den Stunden unserer gemeinsamen Arbeit, wo wir uns der Fliegerei verschrieben hatten.

Schon damals warst du uns der Kamerad, und auch heute, wo du das Eichenlaub trägst, bist du es noch geblieben. Ich kann mich noch ganz genau der Zeit entsinnen, wo du uns die Befehle gabst, nach denen wir in die uns anvertrauten Jungen den Grundstein für den späteren Dienst in der Fliegerei legten. Damals warst du unermüdlich tätig, um unsere Einheiten der Flieger-Hitler-Jugend immer mehr zu vergrößern und neue Menschen der Fliegerei zuzuführen. In harter Arbeit ging es aufwärts, aus den Kameradschaften wurden Scharen, aus Scharen Gefolgschaften. Unzählige Jungen fanden zur Fliegerei und blieben ihr verschworen. Du warst aber auch damals schon nicht nur der Führer, sondern auch der Flieger. Was du uns von der Fliegerei erzähltest, das hattest du erlebt, und darum waren wir stolz, unter deiner Führung mitarbeiten zu können.

Ich denke noch an die Tagung der Flieger-Hitler-Jugend-Führer 1937 in Berlin-Rangsdorf. Als Höhepunkt dieser Stunden hattest du es für uns erreicht, daß jeder von uns in einem Motorflugzeug mitfliegen durfte. Noch heute sehe ich in Gedanken den dunklen Himmel über dem Sportflugplatz Rangsdorf, sehe dein besorgtes Gesicht als du uns sagtest, daß es vielleicht bald Startverbot geben würde. Aber der Himmel hatte doch noch Verständnis für unsere Wünsche. Bei dieser Gelegenheit sind viele von uns zum erstenmal in ihrem jungen Leben in einer Motormaschine geflogen. Es war eine alte „Klemm", und jedesmal, wenn du mit einem von uns in der Luft warst, sah es aus, als würde euch der Sturm zurückdrücken. Nach jedem Flug aber hast du die Maschine wieder heil zu Boden gebracht.

Morgen wirst du vielleicht schon wieder fliegen. Wenn du in deine Maschine kletterst, dich anschnallst, werden deine verdammt langen Beine wieder stören, genau so, wie einst bei der alten „Klemm". Aber daran hast du dich bestimmt schon gewöhnt. Mit der Erfahrung des alten Fliegers und der Verwegenheit, die dich schon immer kennzeichnete, wirst du in den weiten Lufträumen die Gegner jagen und vernichten. *Obergefreiter Fritz Thaens*

Wir denken an
Kapitänleutnant
MÜTZELBURG

Einer der erfolgreichsten U-Boot-Kommandanten, die ein tragisches Geschick allzu früh aus dem Kreise der U-Boot-Helden abberufen hat, war Kapitänleutnant Rolf Mützelburg, dem der Führer als 104. Soldaten das Eichenlaub verlieh. Wir veröffentlichen nun einen Abschnitt aus seinem Testament, dessen Veröffentlichung geeignet ist, auf die Jugend den allerstärksten Eindruck auszuüben.

Rolf Mützelburg schreibt in seinem letzten Gruß an seine Mutter:

2. Juni 1941.

Sofern wir von „U . . ." von Feindfahrt mal nicht zurückkommen sollten, so wißt, daß wir unsere Pflicht taten, daß wir gern bereit waren, für Deutschlands Größe, die Sendung des größten Deutschenführers aller Zeiten, für die, die nach uns kommen, und für Euch, die Ihr seid, unser Leben zu geben.

Kriege müssen geführt werden, solange Völker leben und stark und gesund sind, ihre Lebensrechte zu vertreten. Und es ist die stolzeste Aufgabe im Leben eines Mannes, im Kriege hierfür mitzukämpfen, und sei es auch, daß wir sterben.

Vater starb den Heldentod im Kampfe zur See. Ich tue meine Pflicht als preußischer Offizier wie er, seines Opfers eingedenk, jederzeit zu gleichem Opfer bereit.

Es lebe Deutschland!
Es lebe unser Volk!
Es lebe unser Führer Adolf Hitler!

*

PK. Vor sechzehn Monaten schob sich der schlanke, graue Stahlleib eines deutschen U-Bootes aus der Ostsee, stieß in den weiten Raum des Atlantik vor, um sich in die große Front der „Schlacht aller Schlachten" einzureihen. Niemand ahnte damals, daß sich dieses Boot in der erstaunlich kurzen Zeit eines einzigen Jahres zu einem der erfolgreichsten U-Boote vorkämpfen würde.

Auf seiner Brücke stand ein großer, schlanker Kommandant, der im U-Boot-Krieg noch ein unbeschriebenes Blatt war. Er war ein junger, namenloser Kapitänleutnant, den über den Kameradenkreis hinaus nur wenige kannten. Dieser junge Kommandant stand erst wenige Wochen an der Front, als nach der Versenkung von 31 000 BRT. auf der zweiten erfolgreichen Feindfahrt das deutsche Volk zum erstenmal seinen Namen in lobender Erwähnung im Wehrmachtsbericht hörte: Rolf Mützelburg.

Strahlend und im raschen Flug vollzog sich sein Aufstieg. Auf zwei weiteren Unternehmungen steigerte er seinen Gesamterfolg auf dreizehn versenkte Schiffe mit 85 000 BRT. Diesen so schnell geführten Beweis seines Angriffsschneides, seine Geschicklichkeit im Operieren und sein kaltblütiges Verhalten bei Angriffen gegen stark gesicherte Geleitzüge, anerkannte der Führer bereits am 17. November 1941, im fünften Frontmonat des Bootes, durch die Verleihung des Ritterkreuzes des Eisernen Kreuzes. Die Tatsache, daß Rolf Mützelburg sich von Anbeginn seines Kampfes in der härtesten Form des U-Boot-Krieges, der Geleitzugschlacht, bewährte, berechtigte zu den besten Hoffnungen für diesen jungen Nachwuchskommandanten, der gerade durch den Kampf und die Erfolge seiner Person jede Tendenzmeldung unserer Feinde über die angebliche Verschlechterung der Qualität des Nachwuchses illusorisch machte.

Wenn der junge Kommandant zur Berichterstattung vor seinem Befehlshaber stand, dann waren die Bewertungen, die Admiral Dönitz formulierte, stets von der gleichen Anerkennung getragen. „Ausgezeichnet durchgeführte Unternehmung. Das überlegte und kaltblütige Verhalten

des Kommandanten gegenüber der Sicherung verdient besondere Anerkennung." Nach einer weiteren Unternehmung faßte er seine Anerkennung in die Worte zusammen: „Wiederum sehr gut durchgeführte Unternehmung. Die Angriffe des Kommandanten sind zügig und von entschlossenem Angriffsgeist getragen."

Der Beginn des Krieges mit den USA. führte auch ihn in neue, ergiebigere Seegebiete. Auf der geringsten Wassertiefe unmittelbar unter der Küste der USA. versenkten wir trotz starker Luft- und Seeabwehr allein auf einer Fahrt 41 000 BRT. Wieder erwähnte der Wehrmachtsbericht lobend den Einsatz des Kommandanten und seiner Besatzung. Nach diesem Sieg vor Kap Hatteras ging das Boot bereits nach wenigen Wochen wieder hinaus. Diesmal versanken in der Karibischen See über 30 000 BRT. Damit wurden seit der Ritterkreuzverleihung wiederum dreizehn Schiffe mit der erhöhten Tonnage von rund 93 000 BRT. und ein Bewacher auf den Meeresgrund geschickt. Jetzt hatte Rolf Mützelburg innerhalb eines einzigen Jahres sechsundzwanzig Schiffe mit 178 366 BRT. und einen Bewacher versenkt, einen Zerstörer wahrscheinlich vernichtet und außerdem zwei Treffer auf Schiffen erzielt, deren Wirkung nicht beobachtet werden konnte.

Es kam der Tag des 15. Juli 1942. Das Boot war auf dem Rückmarsch aus dem Karibischen Meer. Rolf Mützelburg hatte ein Telegramm des Führers in den Händen. Wie immer, hat ihn auch in diesem Augenblick das Glücksempfinden so stark erfaßt, daß er nichts sagen konnte. Wie er mir sagte, mußte er zuerst an seine Mutter denken, die er über alles liebte und verehrte. Erst nach einer Weile löste sich die freudige Erregung. Er befahl alle wachfreien Männer auf die Brücke. Hier erzählte er ihnen in schlichten Worten, daß ihm der Führer das Eichenlaub verliehen habe.

Ich möchte hier einen Wunsch Rolf Mützelburgs erfüllen, den er mir gegenüber vor seiner achten und letzten Feindfahrt äußerte und der Nachwelt jene Worte übermitteln, die er in Begeisterung und Verehrung für unsere tapferen Frauen sagte. Er sprach voller Liebe von seiner weißhaarigen Mutter, der das Schicksal durch den Verlust ihres Mannes und eines Sohnes in zwei Kriegen schon so harte Prüfungen auferlegt hatte, und deren Bild er stets bei sich trug. Es war nach seiner erfolgreichsten Fahrt, als er durch die vielen Besuche, die ihn auch regelmäßig zu den Frauen gefallener U-Boot-Kommandanten führten, nur zwei Tage bei seiner Mutter verbringen konnte. Das schwere Gefühl des Abschieds lastete über diesen beiden Tagen. Da kam überraschend in letzter Stunde ein Telegramm mit der Nachricht, daß er durch die verlängerte Werftliegezeit noch weitere acht Tage bleiben könne. Mutter und Sohn umarmten sich so stürmisch, daß sie einen leisen Wehlaut ausstieß. Der Arzt stellte eine zerbrochene Rippe fest. Danach fuhr er wieder hinaus. Es war die Unternehmung, auf der ihm das Eichenlaub verliehen wurde. Als er zurückkehrte, wartete ein Brief seiner Mutter auf ihn. Er las voller Rührung, daß ihre Freude unendlich groß gewesen sei, als sie im Rundfunk von der hohen Auszeichnung ihres Sohnes hörte, und daß er ihr dafür beim nächsten Besuch die zweite Rippe zerbrechen dürfe.

Letzter Brief des Hitlerjungen Hans Lehm / Gefallen in Afrika

Selten ist es uns vergönnt, schriftlich oder mündlich die Gedanken zu erfahren, die einen Soldaten bewegen, wenn er weiß, daß das kriegerische Geschick ihn von dieser Erde nimmt. Aber wo wir es erfahren, ist das Letztgedachte und Letztgeschriebene umgeben von einem heiligen Hauch der Unvergänglichkeit.

Der Hitler-Jugendführer Hans Lehm, neunzehn Jahre alt, in Chemnitz gebürtig, widersetzte sich den Absichten der Anstellungsfirma, ihn im kriegswichtigen Betrieb zu halten. Sein Vater war im ersten Weltkrieg mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet worden und zeitig gestorben. Als Stütze der Mutter wollte Hans Lehm später Kolonialdeutscher werden. Nach vollzogenem Arbeitsdienst kam er zu einer Panzereinheit in Afrika. In einem Brief an seine Mutter schildert er noch mit zitternder Hand aus dem Feldlazarett, wie er in seinem Panzerspähwagen durch Fliegereinwirkung verwundet wurde. Wenige Tage später teilte der leitende Arzt des Feldlazarettes mit, daß der Oberschütze Lehm trotz Aufbietens aller ärztlichen Kunst verstorben und auf einem Ehrenfriedhof beigesetzt worden sei. Die Mutter, die den Brief ihres Sohnes als kostbares Vermächtnis in ihren Händen hält, gab uns die Erlaubnis, ihn zu veröffentlichen. Es ist ein so starker und gläubiger Brief, daß diese wenigen Zeilen ihn herausheben und zu einem Vorbild aller seiner Kameraden machen.

Liebe Mutter!

Wenn Du diesen Brief in den Händen hälst, dann weißt Du, daß ich mein Leben für Volk und Vaterland und für meinen Führer geopfert habe. Verzage deshalb nicht, sondern sei stolz, daß Du einen Sohn hast, der kein Feigling war! Das Eiserne Kreuz meines Vaters war mir immer Verpflichtung, und es stand für mich, als ich diesen Brief schrieb, schon fest: Lieber dorthin, wo die Gefahr am größten ist, als einmal Drückeberger sein! Ich will mich meines Vaters würdig erweisen! Ich will hier keine Phrasen dreschen, sondern Du, liebe Mutter, sollst Dich an diesen Zeilen aufrichten. Die Stolzesten sollen die sein, die das größte Opfer brachten!

Und wenn ich auch in fremder Erde ruhe, so ist es doch die, auf der ich mir meine Zukunft bauen wollte. Und so kommt des Führers Wort aus „Mein Kampf" zur Geltung:

> **Vergeßt nie, daß das heiligste Recht auf dieser Welt das Recht auf Erde ist, die man selbst bebauen will, und das heiligste Opfer das Blut, das man für diese Erde vergießt!**

Sei stark und denke gern, doch ohne Tränen,

an Deinen dankbaren Sohn Hans.

Ein Hornist aus dem Regiment der Kaiserlichen Leibgarde von Tokio bläst das Signal. Auch in einer japanischen Kaserne wird zum Wecken geblasen.

BEI DEN Preußen DES Ostens

EIN TAG IN EINER JAPANISCHEN KASERNE

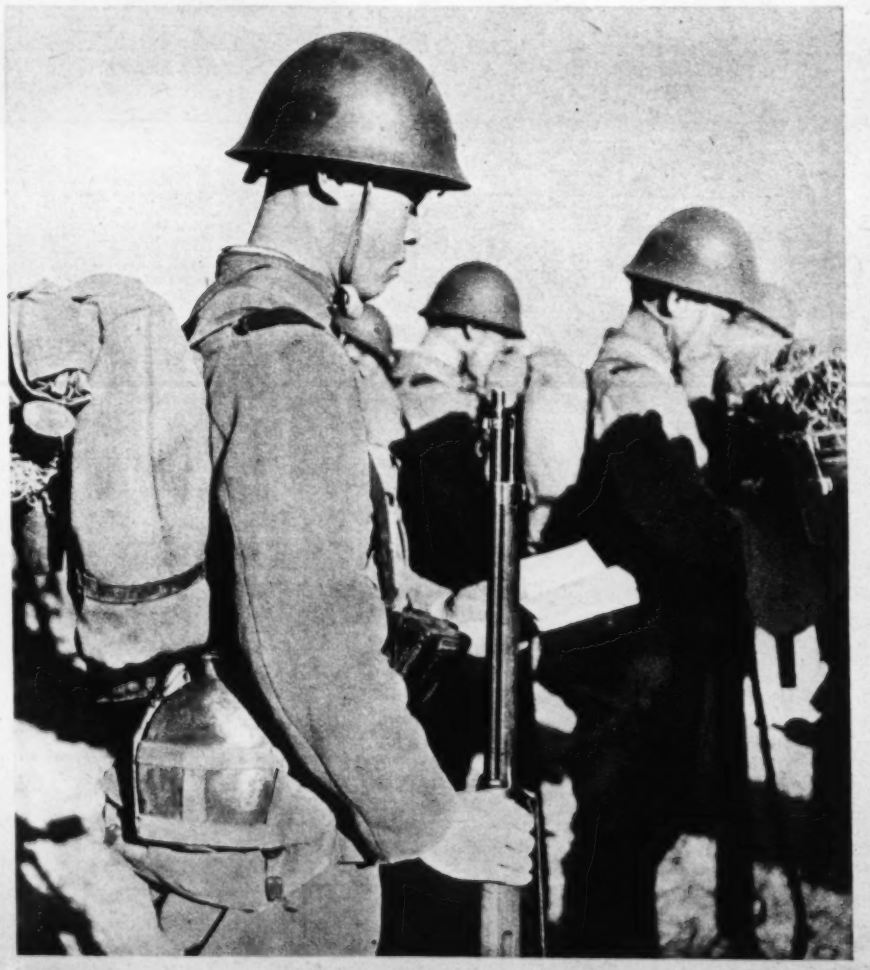
Rechts: Genaue Kontrolle der Taschenbücher, in denen die Erlasse des Kaisers aufgezeichnet sind, erfolgt von Zeit zu Zeit, denn die Bücher müssen immer in einwandfreiem Zustand sein

Das nun vergangene erste Jahr des Krieges, den die Japaner mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika und dem britischen Weltreich führen, haben die japanischen Soldaten ein wenig von dem Geheimnis enthüllt, das von jeher Gegenstand kritischer und untersuchender Betrachtungen in den Blättern der militärischen Fachleute Englands und Amerikas war. Alle Theorien, alle Meinungen, jedes Für und Wider, das die Kampfkraft des japanischen Soldaten einzuschätzen versuchte, ist über den Haufen geworfen durch eine Fülle von Taten, die so glorreich sind, daß sie für sich bestehen.

Der Weltkrieg hatte die Japaner nicht im vollen Einsatz gesehen. Dies ist der erste große Krieg der Japaner, der von ihnen alles verlangt.

Entflammt von dem Zeichen der aufgezogenen Flagge von Tsuschima, stürzten sich die japanischen Flieger auf die amerikanische Flotte bei Hawai und legten sie in Trümmer.

Nicht mit dem kleinen Finger, sondern mit der ganzen geballten Faust meldet sich der japanische Soldat in der Instruktionsstunde, wenn er eine Antwort weiß



Nach einer Übung lesen Soldaten und ihre Offiziere einzelne Seiten aus dem kleinen Büchlein über die Taktik der Kriegführung, das der japanische Soldat immer bei sich trägt

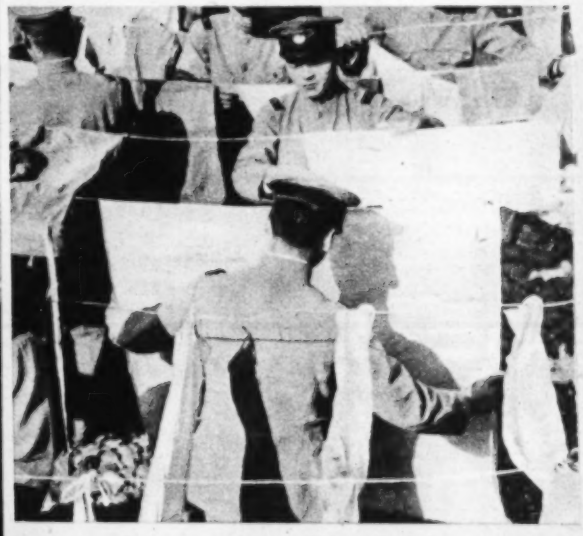
Unter Wasser drangen die Zwei-Mann-U-Boote gegen die Schlachtschiffe vor. Wenige Zeit später sanken zwei englische Schlachtschiffe, die auf ihrem gepanzerten Deck das Prestige Englands mit sich führten, auf den Grund des Ozeans, zerschrottet vom Bombenhagel.
In wilden Dschungelkämpfen gewannen die Japaner Malayen, das erste Gummiland der Welt, drangen in kühnen Schwimmtrupps über die Meerenge und nahmen Singapur.
Todesverachtung und gläubige Hingabe an den Kaiser sind die Merkmale ihres soldatischen Kämpfertums. Ihre Ansprüche sind gering, ihre Disziplin groß, ihre Ausdauer beispiellos, ihre Genügsamkeit bewundernswert, kurz: Sie haben alle die Tugenden, die wir bei uns unter dem Begriff des „Preußischen" verstehen.

Der japanische Soldat treibt den täglichen Kampfsport, das Fechten mit dem Holzstab

Das Antlitz eines jungen Rekruten eines sieggewohnten Soldatenvolkes

Aufnahmen: Werner Cohnitz (8)

Die schönsten Minuten im Tageslauf einer japanischen Kaserne verbringt der Soldat im „O-Furo" dem „Ehrenwerten Bad"



Jeder japanische Soldat ist seine eigene Waschfrau. Sorgfältig wird die Wäsche zum Trocknen aufgehängt

La flecha

Von Uffz. Neveling

Wir waren in der Offiziersmesse einer spanischen Kompanie kurz hinter der Stellung. Eine Ordonnanz betrat den Raum, eine zackige Ehrenbezeigung, mit klarer, heller Stimme die Meldung. Nanu, dieser Soldat scheint uns sehr jung zu sein. Der Hauptmann bemerkt unsern fragenden Blick, lächelt und fragt den Soldaten: „Wie alt bist du?"
„Seize Anos! (16 Jahre)", ist die Antwort.
„Wer ist dein Vater?" „Usted, mi capitan! (Sie, Herr Hauptmann)." — Über diese Frage und die Antwort sind wir noch mehr verwundert; denn wir wissen, daß der Hauptmann 25 Jahre alt ist und keinen erwachsenen Sohn haben kann. Weiter gehen Frage und Antwort: „Und wer ist dein Großvater?" „Der Herr Oberst, unser Regimentskommandeur."
Unsere Gesichter belustigen den Hauptmann. Wir kennen auch den Kommandeur, der nicht so alt ist, daß er Großvater sein könnte. Alles ist uns unverständlich, bis uns die Geschichte dieses jungen Soldaten erzählt wird.
Im spanischen Bürgerkrieg verlor er Vater und Mutter. Er selbst wurde in ein rotes Kinderlager verschleppt. Nach der siegreichen Beendigung der Revolution aber trat er in die Jugendbewegung der Falange ein, wurde dort trotz seiner Jugend schnell Unterführer. 1942 stellte er sich freiwillig zum Kampf gegen die Sowjets, um, wie er selbst sagt, seine Eltern zu rächen.
Wir sind erschüttert darüber, aber noch mehr, als wir hören, daß der Hauptmann tatsächlich Vaterstelle an dem Jungen vertritt, ihn zu seinem persönlichen Melder bestimmt hat und nach Kriegsende mit in sein Haus nehmen wird, um ihn weiter zu erziehen und studieren zu lassen. Wie es der junge Mann fertiggebracht hat, mit 16 Jahren in die Reihen der Spanischen Freiwilligen-Division einzutreten, das verrät er uns nicht. Wegen seiner Fixigkeit wird er „flecha" gerufen, d. h. Pfeil. Der Pfeil ist ja gleichzeitig Symbol und Abzeichen der Falangejugend.

VON DER ZÄHIGKEIT

einer falschen Vorstellung

Zu den Unvergeßlichkeiten der Schulzeit wird immer eine grelle Erinnerung an die Lehrer haften bleiben, die einst zu den wichtigsten Menschen des jugendlichen Lebens gehörten und deren Einfluß so sehr das Leben des Schülers bestimmt hat. Es mag sein, daß ein junger Mensch einen ausgesprochenen Sinn für das Originelle und Absonderliche hat, und wenn man einem Lehrer Stunde um Stunde gegenübersitzt, so ist er gleichsam einer ebensolangen Beobachtung ausgesetzt, und es ist nicht zu leugnen, daß einen Schüler eine Art von Befriedigung überfällt, wenn er bei seinem Lehrer menschliche Schwächen feststellt, wenn er sie auch nicht begreifen kann. So hat sich immer mehr in das Bewußtsein der Jugend die Vorstellung vom „Pauker" eingeschlichen, ohne daß der Junge sich ehrlich bewußt wäre, welchen Vorteil er diesem Pauker verdankt, Vorteile, auf denen er schließlich gar sein ganzes zukünftiges Leben aufbaut.

Heute sagen wir nun, daß die Vorstellung vom Lehrer als eines „Paukers" und einer Karikatur eine falsche Vorstellung ist. Wir kämpfen gegen die Verzerrung des Lehrers, als des Vertreters seines Berufes, der uns gerade in der heutigen Zeit so ungeheuer wichtig ist. Es gibt keine Karikatur eines Lehrers mehr. Immer wieder müssen wir uns sagen, daß Lehrer zu sein, eine der schönsten Aufgaben ist, die sich in unserer Zeit bieten. Wir wollen Schluß machen mit der Vorstellung, die den Lehrer zu einem rückständigen, unsportlichen Gespenst macht, das wie eine Karikatur durch die Schulräume geistert und nur dazu da ist, das Gedächtnis des Schülers mit spöttischen Witzen zu füllen.

Der Lehrer von heute steht wie jeder andere auf dem Boden unserer großen Wirklichkeit. Begeisterung sollte uns erfüllen für dieses erhabene Amt, Menschen zu führen, auszubilden und zu erziehen.

Es gibt auch keinen Gegensatz mehr zwischen Jugend und Schule. Mag es einst auch ein willkommenes Thema jugendlicher Weltverbesserer gewesen sein. Heute hat die Jugend selbst den Nachwuchs für die Lehrerschaft zu stellen, und es ist die Stunde, da das Amt des Jugendführers und das Amt des Lehrers sich harmonisch durchdringen, um zum Besten unseres Volkes Ausbildung und Erziehung gleichermaßen voranzutreiben.

Wir veröffentlichen nachfolgend den Bericht eines Kameraden, der sein „Ich will Lehrer werden" gesprochen hat und nun in einem ersten Vorbereitungslager mit den Ansichten seines hohen Standes bekannt gemacht wird.

Ich will Lehrer werden!

Nach der Entscheidung des Führers vom November 1940 wurden die Hauptschulen und die Lehrerbildungsanstalten, die sich in den Donaugauen bewährt hatten, für das ganze Reich eingeführt.

Bereits im Frühjahr 1941 wurden die ersten Lehrerbildungsanstalten überall im Großdeutschen Reich errichtet. Sie sind wie die Hauptschulen Auslese-schulen.

Über die Auslese und Einberufung der Jungen und Mädel für die Lehrerbildungsanstalten bestimmte der Herr Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung am 9. September 1941, daß die Auslese in engster Zusammenarbeit mit der Hitler-Jugend vorgenommen wird.

Die Schulleiter melden die von ihnen für die Ausbildung als Volksschullehrer für geeignet gehaltenen 14jährigen Jungen und Mädchen dem Schulrat.

Die von der Hitler-Jugend für die Ausbildung zum Volksschullehrer vorgeschlagenen Jungen werden durch den zuständigen Bannführer ebenfalls dem Schulrat benannt.

So hatte auch mich mein Bannführer dem Schulrat als Bewerber für die Lehrerbildungsanstalt gemeldet. Und eines Tages erhielt ich meine Einberufung zum Musterungslager, das in einer Jugendherberge des Gebietes der Hitler-Jugend eingerichtet war. Die Vorauslese, die an Hand des letzten Schulzeugnisses, des Gutachtens der Schule und des Dienstzeugnisses meiner Hitler - Jugend - Einheit vorgenommen worden war, lag hinter mir. Mein Personalblatt mit Lichtbild (natürlich extra schöne Aufnahme!) befand sich bei den Personalakten.

Der Arzt hatte keine Bedenken gegen die Berufswahl, und meine Eltern waren erst recht damit einverstanden, daß ich Erzieher der neuen deutschen Jugend wurde.

Es ging also wieder an das Packen des „Affen" für das Lager. Diesmal wird sich der auf so viele Fahrten bewährte „Affe" nicht schlecht gewundert haben, daß er auch Schreibhefte, Federhalter, Bleistifte, Radiergummi, Tuschkasten und Zeichenblock aufnehmen mußte.

Da waren die alte Badehose und der Turnanzug schon vertrautere Gesellen.

Eines Spätsommertages stehe ich nun mit anderen Kameraden, von denen der jüngste 14, der älteste 16 Jahre alt ist, auf dem Bahnhof zur Abfahrt bereit. Unser Hitler-Jugend-Führer, der zugleich Erzieher der benachbarten Lehrerbildungsanstalt war, „verstaut" uns in der Bahn. Drei Lehrer und ebensoviele Hitler-Jugend-Unterführer, letztere „angehende Erzieher", sind mit von der Partie.

Eine Fahrt ins Lager ist immer eine feine Sache! Wir vergessen ganz, weshalb wir diesmal ins Lager fuhren und daß dort über unsere Zukunft entschieden werden sollte. Die Kameradschaft verband uns alle und die letzte Befangenheit verscheuchte die „Quetschkommode" des Kameraden Paule. Paule ist der zweite von vier Söhnen eines Schneiders und ihm lag der Frohsinn im Blut; da macht selbst der „Einzigste" des Oberinspektors mit und singt aus Leibeskräften.

Unsere Herbergsmutter hat einen guten Eintopf zum Empfang bereit. Dann richten wir uns häuslich zu je 15 Mann mit einem Unterführer als Stubenältesten in unserer Stube ein. Das Lager kann beginnen! Wir sind nun doch neugierig, wie die nächsten 10 Tage hier ablaufen werden. Viel Zeit zur Überlegung bleibt jedoch nicht. Bald sitzen wir alle dann in unserem Gemeinschaftsraum und erfahren die Namen und den Heimatort jedes einzelnen. Mit mehr oder weniger Temperament schmettert jeder seinen in den Raum. Nun noch ein gemeinsames Lied und für heute hinein ins Bett!

Am anderen Morgen um 7 Uhr Wecken! Mit der Flaggenparade beginnt der neue Tag.

Aber dann am Vormittag kommt so etwas ganz anderes, was uns zunächst nicht in das Lager zu passen scheint. Mit Tinte, Feder und Heft sitzen wir zu 15 Mann in einem Raum und sollen etwas über große Männer deutscher Geschichte schreiben. Jeder kann sich den „großen Mann" aussuchen. Nun, das fällt nicht schwer! Frisch wird drauflosgeschrieben und nach knapp zwei Stunden der Zettel abgegeben. Ich frage nachher meinen Nachbarn Fritz, was er geschrieben hat: „Natürlich von Mölders." Nun, mein Ideal ist der U-Boot-Held Günter Prien. Die anderen kann ich aber nicht mehr fragen. Es heißt antreten zum Sport. Ein „zünftiges" Fußballspiel wird „hingelegt". Danach schmeckt das Mittagessen noch einmal so gut. Nach der Mittagsruhe soll ich das Singen unserer Gruppe leiten. „Dann also ran!" Natürlich muß Paule, der zum Glück in meiner Gruppe ist, mit seiner Quetschkommode ran. So klappt dann auch das Singen mit

(Fortsetzung Seite 21)

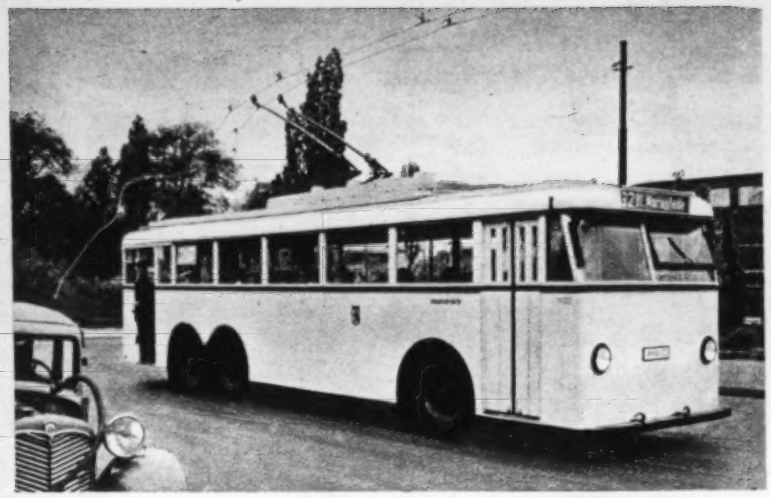
Die Welt des Märchens ist eine Welt der Phantasie. Warum sollte man also, um ein Märchen zu spielen, auf eine große Bühne gehen, Kulissen bewegen und große Worte im Gewölbe der Bühne dröhnen lassen?
Ein Märchen ist allgegenwärtig. Wenn man von ihm durchdrungen ist, kann man es spielen am

Mit 13 Jahren Märchenprinzessin

Strande des Meeres, im Wald, auf einem Heuboden, in einer Dachkammer, kurz, wo man will.
Die Mädchen eines Kinderlandverschickungslagers haben sich eine grüne Wiese gewählt und spielen unter dem Dach von grünen Baumwipfeln das Märchen vom Schweinehirten und der Königstochter.
Dreizehn Jahre alt ist unsere kleine Märchenprinzessin, die begierig ist, vom Schweinehirten das Musikkästlein zu bekommen und es mit ihren Küssen einzutauschen hat.

Aufnahmen (4) Walter Risch

Sieht man auf ihrem Gesicht nicht alle Empfindungen der Abscheu, Bewunderung, Angst und Zärtlichkeit?
Diese Bilder zu sehen ist so gut wie das Märchen zu lesen, denn unsere kleine Märchenprinzessin hat das Bild der Phantasie ja selbst so gut getroffen.



Neuzeitlicher Oberleitungsomnibus — Aufn. Werkfoto Siemens, Schupp

Was ist ein OBUS?

„Ich möchte bloß wissen, warum zwei Stangen auf dem Dach sind", sagte ein kleiner Knirps zu seinem etwas älteren Bruder; sie saßen neben mir im Obus und beobachteten, wie ein entgegenkommender Wagen in der engen Straße glatt an uns vorbeifuhr, was sie sehr interessierte. „Is doch klar, sind ja auch zwei Motoren drin, einer würde es nicht schaffen für den schweren Kasten, verstehste?"

„—türlich", sagte der Kleine, ohne überzeugt zu sein, denn er setzte gleich hinzu, die Straßenbahn mit zwei Anhängern sei doch noch schwerer und habe nur eine Stange.

Der ältere schien aber auch nicht recht an seine Erklärung zu glauben, denn er schlug vor, den Schaffner zu fragen, wovon sein Bruder aber abriet, da der wohl keine Zeit hätte; und so schloß er denn die Debatte mit den Worten: „Na ja, is eben eine englische Erfindung."

An der Endhaltestelle bemerken sie wieder etwas Besonderes, nämlich, daß die Stromzuführungsstangen nicht umgelegt wurden wie bei der Straßenbahn, sondern daß der Wagen eine große Schleife fuhr für die Rückfahrt, was ihnen sehr gut gefiel.

Da die Jungen denselben Feldweg einschlugen wie ich, knüpfte ich ein Gespräch mit ihnen an und erklärte ihnen, weshalb der Obus zwei Fahrleitungen und zwei Stromabnehmer haben müsse:

„Der elektrische Strom, ob er nun eine Klingel betätigt, eine Lampe zum Leuchten bringt oder einen Motor antreibt, braucht immer zwei Leitungen, damit er dorthin zurückfließen kann, woher er kommt. Auch die Straßenbahn hat zwei Leitungen, von der einen nimmt die Rolle oder der Bügel den Strom ab, der dann durch den Motor geht und diesen antreibt; vom Motor fließt er weiter an die Schienen und durch die Schienen zum Ausgangspunkt zurück, nämlich zu der Stromerzeugermaschine im Elektrizitätswerk. Da der Obus nicht auf Schienen läuft, muß eben eine zweite Oberleitung als Rückleitung und damit eine zweite Stange für den Strom vorhanden sein."

„Warum hat denn die U-Bahn und die S-Bahn keine Oberleitung?" fragte der Kleine.

„Hat sie wohl", belehrte ihn sein Bruder, „du hast nur nicht richtig hingesehen, die sitzt unten neben den Schienen und ist gut verdeckt, damit sie keiner berührt, weil das gefährlich wäre."

„Komischer Name — Obus", lenkte er von dem Thema ab, „was heißt denn das eigentlich?"

„Das ist weiter nichts", erklärte ich, „als eine Abkürzung des Wortes Oberleitungsomnibus, nämlich die erste und letzte Silbe dieses Wortes."

„Praktisch", meinte er, „is noch kürzer als Omlibus."

„Sag doch nicht immer Omlibus", tadelte sein Bruder. „Das ist ein lateinisches Wort; omnes heißt ‚alle' und omnibus ‚für alle'".

Ich freute mich über die aufgeweckten Jungen und sagte dem älteren, wenn er vorhin den Obus als eine englische Erfindung bezeichnet hätte, so sei das eine irrige, wenn auch vielfach geäußerte Annahme, und erzählte: „Ich bin selbst dabei gewesen, als der erste Obus in Berlin in Betrieb genommen wurde. Es war im Jahre 1882, also vor 60 Jahren, da stand ich als Junge in eurem Alter draußen am Kurfürstendamm, ungefähr in der Gegend, wo jetzt die Johann-Georg-Straße verläuft, damals war das aber noch unbebautes Gelände. In der Ferne sah ich ein Gefährt, das die Form eines leichten Jagdwagens hatte. Ich traute meinen Augen nicht, als ich bemerkte, wie es sich vorwärtsbewegte, obwohl keine Pferde vor dem Wagen waren. Als es näher kam, sah ich, daß der Wagen eine Stange trug, von der Spitze der Stange zog ein biegsames Kabel einen kleinen Kontaktwagen. Dieser lief auf zwei Kupferseilen, die seitwärts an der Straße an Holzmasten aufgehängt waren.

Später erfuhr ich dann noch nähere Einzelheiten über dieses Gefährt. Unter dem Führersitz waren zwei Elektromotoren von je drei Pferdestärken eingebaut. Diese trieben über Gliederketten die Hinterachsen des Wagens an. Ich erfuhr auch, daß der Erfinder ein Deutscher war, nämlich Werner Siemens, der mit der Vorführung dieser Elektromote, wie er sie genannt hat, den Landrat des Kreises Teltow zur Genehmigung eines fahrplanmäßigen Verkehrs mit solchen Fahrzeugen zwischen Teltow und Zehlendorf bewegen wollte."

Die Beiden hatten mit größtem Interesse zugehört und wollten nun wissen, wie denn die Sache mit der Erfindung weiter verlaufen wäre. Ich erzählte ihnen, daß zunächst ein Stillstand in der Entwicklung eingetreten sei, weil bald darauf die Umstellung der Pferdebahnen in elektrische Straßenbahnen in stürmischem Tempo einsetzte, so daß man für andere Pläne keine Zeit hatte.

„Ihr müßt auch wissen, daß die Straßen damals noch nicht in so gutem Zustande waren, wie es für Oberleitungswagen erforderlich ist. Auch die Wagenbautechnik war damals noch nicht so auf der Höhe, daß sie solche Fahrzeuge mit den gleichen Bequemlichkeiten bauen konnte, wie sie die

Bringen Scherben wirklich Glück?
Wer sich verletzt, soll lieber dem blutstillenden Schnellverband Hansaplast-elastisch trauen. Bakterienbildung und schmerzende, heilungstörende Berührung werden verhütet.

hansaplast hilft heilen!

Schienenbahnen hatten. — Erst um 1900 griff der Ingenieur Max Schiemann den Gedanken wieder auf und richtete zusammen mit Siemens verschiedene Obus-Strecken ein. Es wurden Änderungen an den Stromabnehmern vorgenommen, auch der Antrieb und die Bremsen wurden immer mehr verbessert. Die Wagen wurden viel geräumiger und ähnelten mehr oder weniger den Straßenbahnwagen. Schiemann und Siemens errichteten nun eine ganze Reihe von Obus-Anlagen, auch im Ausland, vor allen Dingen in England, die sich zum Teil außerordentlich bewährten. So entstand denn bei manchen Leuten die Meinung, es handle sich um eine englische Erfindung.

Bei uns in Deutschland setzte die Entwicklung so recht erst im Zuge des allgemeinen Aufschwungs nach 1933 ein. Und was glaubt ihr wohl, welche Gründe hierfür vorlagen und welche Vorteile der Obus hat?"

„Er stinkt nicht so", sagte der kleinere, und „er macht nicht so viel Lärm", der ältere Junge.

„Das ist beides richtig. Geräusch- und Geruchlosigkeit sowie Sauberkeit sind seine vorzüglichen Eigenschaften, ferner aber auch das schnelle Anfahren, wodurch die Reisegeschwindigkeit erhöht wird. Aber in der jetzigen Zeit ist es von besonderem Wert, daß er kein Benzin verbraucht, womit wir ja sparen müssen, wie ihr wißt. Der Obus verbraucht als Treibstoff Elektrizität, die aus heimischen Stoffen gewonnen wird, nämlich aus Kohle oder von den Wasserfällen."

„Dann sollte man doch überhaupt nur noch Obusse benutzen", meinten die beiden.

„Nein, nein, das würde zu weit gehen. Für einen dichten Massenverkehr, besonders wenn er stoßartig auftritt, z. B. wenn ihr alle gleichzeitig von der Schule nach Hause wollt, oder wenn eine Fabrik schließt, ist die elektrische Straßenbahn am leistungsfähigsten. Für einen weniger dichten Verkehr und auch da, wo die Straßen für Gleisfahrzeuge zu eng sind, ist der Obus meist am geeignetsten. Wo aber der Verkehr so schwach ist, daß sich die Verlegung der Fahrleitung nicht lohnt, ist der Omnibus mit Benzinmotor oder einer anderen Wärmekraftmaschine am Platze."

Meine letzten Ausführungen schienen sie nicht so sehr zu interessieren, und so erzählte ich ihnen noch einiges über den Wagen, mit dem wir gefahren waren, daß er 11 Meter lang und 2,5 Meter breit wäre, daß er 36 Sitzplätze mit gefederten Polstern und 29 Stehplätze hätte. Was ihnen aber besonders imponierte, war, daß die beiden Motoren zusammen 130 Pferdestärken hätten.

So schieden sie denn anscheinend hoch befriedigt, als unsere Wege sich trennten.

Ernst Schupp

Deutsche Jungen am Schwarzen Meer

(Fortsetzung von Seite 4)

schen, die seit Jahrzehnten bolschewistischer Herrschaft so etwas für ihre Herzen und Seelen nicht mehr kannten. Wenn die reinen Klänge der Jungen in den Stunden der Dämmerung — während die Sonne in der abendlich bunt aufleuchtenden Steppe versank — ertönten und der Hitler-Jugend-Führer in behutsamen Worten die Gedankenbrücke zum fernen Reich, der Heimat aller deutschen Herzen, schlug, dann wurde es hier, wo solange höchste menschliche Not, Tod und Verderben an der Tagesordnung waren, auf einmal ganz feiertäglich und friedlich still. Und man glaubte, in einem Dorf des Schwarzwaldes, Thüringens, Niedersachsens oder des Vogtlandes zu sein und nicht in einem entlegenen, armen Steppendorf am Schwarzen Meer. Die deutsche Seele war angeklungen und ihre Harmonie schwang über den Platz so vieler bescheiden gekleideter, arbeitsamer und anspruchsloser Menschen treuen deutschen Blutes, die versunken lauschten und die in ihrem Innersten in dieser Stunde dem Heiligtum Deutschland einen Altar bauten. So war es überall, wo wir waren. Die deutschen Dörfer am Schwarzen Meer tragen alle rein deutsche Namen.

Große Trecks kamen wegen uns

3000, 4000, 6000 und noch mehr Volksdeutsche strömten an einzelnen Orten am Schwarzen Meer zusammen. 30, 40 Kilometer und noch weiter kamen sie manchmal her, um die Jungen aus dem Reich zu sehen. Einmal war aus einer einzigen Richtung ein ganzer Treck mit etwa 400 Fuhrwerken in eines dieser Dörfer gekommen. Reiterstafetten trugen die Kunde von unserem Besuch weit hinaus in die Steppen. 10 und 12 Stunden standen die weit hergekommenen Besucher, wenn wir wegen der Wegeverhältnisse später als angemeldet kamen, und immer wieder gab es Blumensträuße für die Adolf-Hitler-Schüler. Ihre ganze Liebe zu uns Gästen aber legten die volksdeutschen Bauern in das Essen, das sie jetzt genügend haben. Von den ungewohnten, vielseitigen Genüssen hier jetzt näher zu sprechen, wäre unkameradschaftlich und nicht zeitgemäß. Sechs bis achtmal am Tage zu reichhaltigen und mit Früchten verzierten Tafeln geladen und genötigt zu werden, war keine Seltenheit für unsere Jungen. Alles, was sie selbst brauchen, wollten die Volksdeutschen für die Adolf-Hitler-Schüler hergeben, denn diese waren ihre Lieblinge geworden, sie bewunderten grenzenlos die vielseitigen Leistungen der Jungen, die am Nachmittag über 12 und 13 Jungen hinweg den Salto schlugen, abends verschiedene Instrumente spielten und wie die Lerchen sangen, echt Theater spielten und schließlich morgens in den Schulen trotz ihres jugendlichen Alters so sicher lehrten und sprachen. — Wir aber waren ergriffen, wie diese deutschen Menschen sich über unser Kommen freuten, wenn sie davon sprachen, daß ihre Verschickten — von denen sie seit Jahren nichts mehr wissen — diesen Tag nicht mehr miterleben konnten. In ihren Freistunden schwammen die Hitlerjungen nach Herzenslust in einem der Limane des Schwarzen Meeres oder versuchten es, ihren volksdeutschen jungen Kameraden gleichzutun und auf sattellosen flinken Pferden mal durch die Steppe zu reiten — das war etwas für sie.

So lernten die Hitlerjungen aus dem Reich Land und Leute im Osten kennen. Sie sahen den natürlichen Reichtum des Landes, weite Bodenflächen, die riesigen Ödflächen, die Steppen, die gute Ackererde, ein Land, von dem es paradox klingt, daß es dank sowjetischer Mißverwaltung und jüdischer Raubgier, jüdischen Vernichtungswillens, solche Hungerperioden erlitten hat.

Die Fahrt der ersten Hitlerjungen nach Ostland und besonders nach der Ukraine und Transnistrien ist eine geschichtliche Tat. Jugend und weiterer Osten stehen nun in Verbindung miteinander. Man ahnt bereits die künftige organische Entwicklung.

„Nach Ostland wollen wir reiten . . .", das war die unerfüllte Sehnsucht und Losung so vieler deutscher Jugendgenerationen. — „In den Ostwind hebt die Fahnen, denn der Ostwind macht sie weit! Drüben geht es an ein Bauen, das ist größer als die Zeit! Und ein Land gibt uns die Antwort, und das trägt ein deutsch Gesicht: Dafür haben viel geblutet, und drum schweigt der Boden nicht!"

Hannes Melchior, Oberbannführer
z. Zt. ᛋᛋ-Untersturmführer

Von der Zähigkeit einer falschen Vorstellung

(Fortsetzung von Seite 18)

Paules Hilfe ganz gut und ich bin einigermaßen stolz auf die gelungene Singstunde.

Zum Abendessen gibt's Pellkartoffeln! Da bekommt es doch Egon fertig, seinen Teller so voll zu packen, daß nichts mehr auf seinen Teller geht. „Nun, kameradschaftlich ist das nicht gerade", meint unser Gruppenführer, und wir meinen es auch. Im Gemeinschaftsraum sitzen wir dann abends wieder zusammen und einer der Gruppenführer erzählt von seiner Lehrerbildungsanstalt. Er kennt sich da aus, ist er doch schon im vierten

Ausbildungsjahr in „seinem Palast". Wir sperren die Mäuler auf und staunen die „Großen" an, die wir auch werden wollen. Aber noch ist es nicht so weit.

Der nächste Tag sieht uns bei der Rechenarbeit. Schwer sind die Aufgaben, die zu lösen sind, nicht, aber als Walter hinterher die Aufgabe lösen soll, wie weit die unterste Sprosse einer an einem Schiff hängenden Strickleiter bei Flut ist, wenn sie bei Ebbe 1½ Meter vom Wasserspiegel entfernt war, ist er doch verblüfft. Leider ist Walter beim Boxen, das noch vor dem Mittagessen steigt, ebenso leicht ins Bockshorn zu jagen. Aber schließlich ist Boxen nicht jedermanns Sache. An diesem Abend wollen wir uns über das politische Tagesgeschehen unterhalten. Dazu soll einer aus unserer Reihe zunächst den Verlauf der Ostfront vortragen, wie er ihm bekannt ist. Auf der Landkarte werden die Schlachten der letzten Tage noch einmal geschlagen. So mancher der Kameraden entpuppt sich hier als angehender Stratege, der die Russen auf einen Schlag in Grund und Boden stampft.

Diese Schlacht wird am nächsten Tag zeichnerisch dargestellt. Auf meiner Zeichnung arbeiten Flieger und Panzer Hand in Hand; mein Nachbar macht die Sache mit Pionierstoßtrupps. Auch diese „Kunstwerke" wandern zu den Akten und vervollständigen „unser Bild", zu dem die leichtathletischen Wettkämpfe der nächsten Tage einen weiteren Beitrag liefern. Wie im Fluge vergehen die Tage, die dem Musterungslager zur Verfügung stehen. Alle Stunden sind ausgefüllt und das Bettenbauen, Ausfegen und Aufräumen sind uns schon liebgewordene Beschäftigungen geworden.

Und nun geht das Lager seinem Ende entgegen. Der Schulbeauftragte des Gebietes der Hitler-Jugend und aufsichtführende Oberschulrat der Lehrerbildungsanstalten beim Oberpräsidenten erscheinen zur Besichtigung. Damit ist auch der Zeitpunkt herangerückt, an dem wir die Ergebnisse des Musterungslagers erfahren sollen. Wir sind zum Schlußappell angetreten und der Lagerleiter kann bekanntgeben, daß 40 Jungen gut geeignet, 17 ausreichend geeignet und drei ungeeignet für den Lehrerberuf sind.

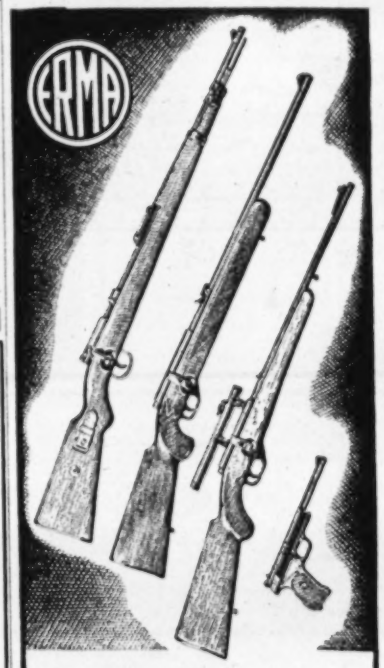
Dr. Schröder

Umschlagbild stammt von: Barbara Nordhaus-Lüdecke. Graphische Gestaltung R. Breidenstein

Hauptschriftleiter: Herbert Reinecker, Berlin. Verlag: Franz Eher Nachf. G. m. b. H. (Zentralverlag der NSDAP.), Zweigniederlassung Berlin SW 68. — Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, Berlin SW 68. — Zur Zeit ist Preisliste Nr. 1 vom 1. 4. 1939 gültig.

KURZSCHRIFT
Anfänger bis 80 Silben in der Minute. Eilschrift. Förderung bis zur Redeaufnahme
MASCHINENSCHREIBEN
Anfänger bald hohe Leistungen. Leistungssteigerung für Fortgeschrittene. Briefe schön herstellen
DEUTSCH, ABER RICHTIG!
Fremdsprachen-Kurzschriften. Verlangen Sie umsonst Aufklärung über den Unterricht. Prospekt 10 »Was sagen Hunderte meiner Schüler«
SCHELLHAMMER · KURZSCHRIFT-BRIEFUNTERRICHT · BERLIN-GRUNEW.

Hess Musik-instrumente
sind jetzt nur beschränkt lieferbar, deshalb erst die Front, dann die Heimat.
Nach dem Kriege wieder
Hess Musik vorm. Hess Nachf. Klingenthal-Sa.



PRÄZISIONS-
Kleinkaliber-Waffen
ERMA-B. GEIPEL-GMBH
ERFURT

HAENEL-
Luftgewehre
„Sportmodell 33 und 33 jun."

Die idealen Waffen für Schulung und Sport
Von der Reichsjugendführung begutachtet u. zur Einführung empfohlen
Lieferung nach dem Kriege
C. G. Haenel, Suhl
Waffenfabrik

HARDTMUTH
Bleistifte

Anzeigentexte und **Druckstöcke**
bitte nur an folgende Anschrift zu senden:
Zentralverlag der NSDAP. Frz. Eher Nachf. G. m. b. H.
Anzeigenabtlg. „Junge Welt"
Berlin SW 68, Zimmerst. 89-91

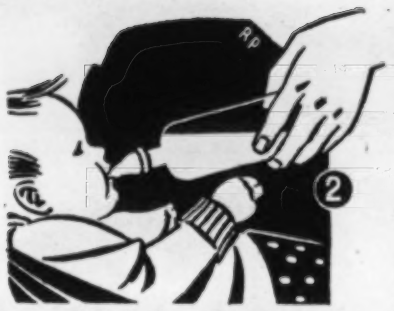
Paul: „Fein! Drei Päckchen für mich, das größte natürlich von der Mutter."

Peter: „Ihr könnt lachen, an mich hat dieses Mal niemand gedacht."
Paul: „— O doch, — meine Mutter!"

„Zwei kleine Schachteln WYBERT, obwohl sie schwer aufzutreiben sind. Die eine für Dich, weil Du öfters Husten hast. Aber geh sparsam damit um!"

Schon wenig WYBERT wirken viel.

L 169



Die Milch als Träger

lebenswichtiger Mineralstoffe zeigte der modernen Heilkunde den Weg, diese Wirkstoffe leicht verdaulich und gut ausnutzbar zu machen: durch Anlagerung an Milcheiweiß!

LAVES

Mineral-Milcheiweiß

Präparate

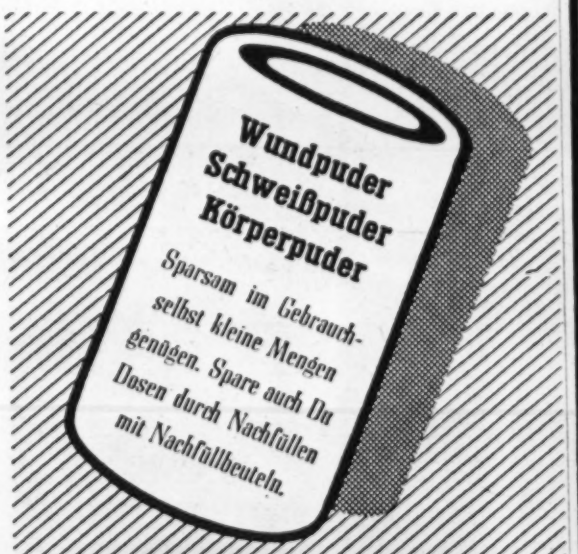
Einweichen und Einweichen ist nicht dasselbe!

Daß schmutzige Wäsche eingeweicht werden muß, ist wohl jeder Hausfrau klar. Daß es aber je nach Art der Wäsche zwei grundverschiedene Einweichmethoden gibt, ist leider noch nicht überall bekannt.

Da ist zunächst die Weiß- und Grobwäsche. Sie wird mit Bleichsoda oder anderen Einweichmitteln lange und gründlich nach den auf den Paketen aufgedruckten Gebrauchsanweisungen eingeweicht. Umrühren und Stampfen erhöht die Einweichwirkung.

Bei der Feinwäsche braucht es dagegen kein besonderes Einweichmittel; man weicht die farbechten Sachen mit dem Waschmittel für Feinwäsche selbst ein, und zwar drei Stunden, nicht mehr und nicht weniger. Genaue Untersuchungen haben nämlich bewiesen, daß bis zu drei Stunden das Reinigungsvermögen ansteigt und daß es bei längerem Stehen wieder etwas nachläßt.

Das Einweichbad, das gleichzeitig das Waschbad ist, wird wie üblich bereitet: Ein Eßlöffel auf vier Liter Wasser! Nach dreistündigem Einweichen waschen durch leichtes Drücken und Schwenken! Hellfarbige Sachen zuerst waschen, dunklere anschließend. Das Spülbad soll die g l e i c h e Temperatur haben wie das Waschbad. Sind farbempfindliche Sachen mit Essigzusatz gewaschen worden, dann muß auch das Spülbad einen Schuß Essig bekommen.



FISSAN

Hautpflege mit Milcheiweiß

Schühe wollen Collonil

Iton

macht Stoffe
wasserabweisend
und regendicht

Nach einfacher und müheloser Behandlung werden die Stoffe wasserabstossend, bleiben aber luftdurchlässig.

Imprägnieren mit ITON schützt die Bekleidungsstücke vor Nässeschäden und verlängert ihre Lebensdauer. ITON kann bei feinen und groben Geweben angewandt werden.

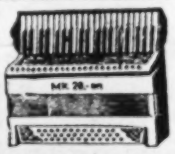
Orig.-Beutel mit ca. 25 g RM. -,37 u. R. in einschlägigen Geschäften

Ausführliche Prospekte durch
Curta & Co. GmbH. Berlin-Britz

HJ.-Sparmarken und Auskunft bei allen
öffentlichen mündelsicheren
SPARKASSEN

Tell und Mars

VENUS-WAFFENWERK
Inh.: Dipl.-Ing. WILH. FOSS
ZELLA-MEHLIS



Sie ist bekannt in Stadt und Land die weltberühmte **„Sybilla Brand".**

Reichhaltiger Katalog 6 umsonst.

Leichte An- und Abzahlung.-Viele,viele Anerkennungen.

Josefine Ranft
Pausa i. V. 4.

KENNEN SIE die Hintergründe der heutigen weltpolitischen Lage? Die „Schriftenreihe der NSDAP." wird Ihnen Auskunft geben.
Zentralverlag der NSDAP.

„MARS"

Mehrlade-Luftgewehr

100-schüssig

Von der Reichsjugendführung geprüft und zur Einführung empfohlen

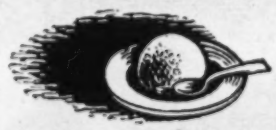
Venus-Waffenwerk
Zella-Mehlis

Entrahmte Frischmilch-
für den Pudding!

Das schmeckt — man muß ihn nur richtig zu kochen verstehen. Gerade bei der Knappheit heute darf er nicht anbrennen oder sonst irgendwie mißlingen. Deshalb kocht man ihn genau nach der Gebrauchsanweisung u. beachtet Folgendes:

Das Puddingpulver wird trocken in den Kochtopf geschüttet u. sofort mit der ganzen Milch verrührt (Milch bitte genau abmessen).

Die entrahmte Frischmilch mit dem Pulver 2 Min. kochen lassen und dann erst den Zucker unterrühren.



Mondamin-G.m.b.H.
Berlin-Charlottenburg 9

Ein zeitgemäßer Hausfrauenrat:

125 gr frischer Quark wird mit einem Stück **VELVETA** ineinandergeknetet. Man kann nach Belieben Kümmel, Paprika oder fein gehackte Zwiebeln dazutun. Das gibt aus, das schmeckt auch gut und niemand vermißt dabei die Butter!

VELVETA

Millimeter *entscheiden*

beim Linearzeichnen, wenn die Konstruktion gelingen soll. Nehmt also nur gute Stifte, am besten gleich von A. W. FABER.

Merkt Euch die Namen: „CASTELL" und „Goldfaber"

AW FABER CASTELL

Gegründet 1761

Eine Soße darf man nie zu lange kochen, da sie sonst einschmort und es wäre schade um jeden Tropfen. Kochen Sie nach unserem Rezept: den KNORR-Soßenwürfel fein zerdrücken, mit etwas Wasser glattrühren, 1/4 Liter Wasser beifügen und unter Umrühren 3 Minuten kochen.

KNORR

Trinkt Sinalco

Seit 4 Jahrzehnten das volkstümliche Getränk

Prämiiert auf Welt- und Reichsausstellungen

SINALCO AKTIENGESELLSCHAFT DETMOLD

Lieferung erfolgt im Rahmen der jeweiligen Rohstofflage

Alle wichtigen Teile der schnellen und formschönen NSU-Quick, Motor und Getriebe, Rahmen und Gabel, werden bei NSU aus einem Guß hergestellt

Das Herz der NSU-Quick, der 100-ccm-NSU-Zweitaktmotor, leistet 3 PS, ist schnell in der Ebene und kräftig am Berg ...

Hunderttausend kluge Leute fahren heute schon NSU-Quick, sind überall pünktlich und sparen Zeit ...

Vor allem aber sparen sie Geld, denn 1 Kilometer kostet auf NSU-Quick nicht ganz 1 Pfennig.

NSU QUICK

NSU WERKE AKTIENGESELLSCHAFT NECKARSULM

6 2 2 1 5

Sie haben mehr Erfolg!

Kurzschrift Maschinenschreiben

Zehnfinger-Blindschreiben

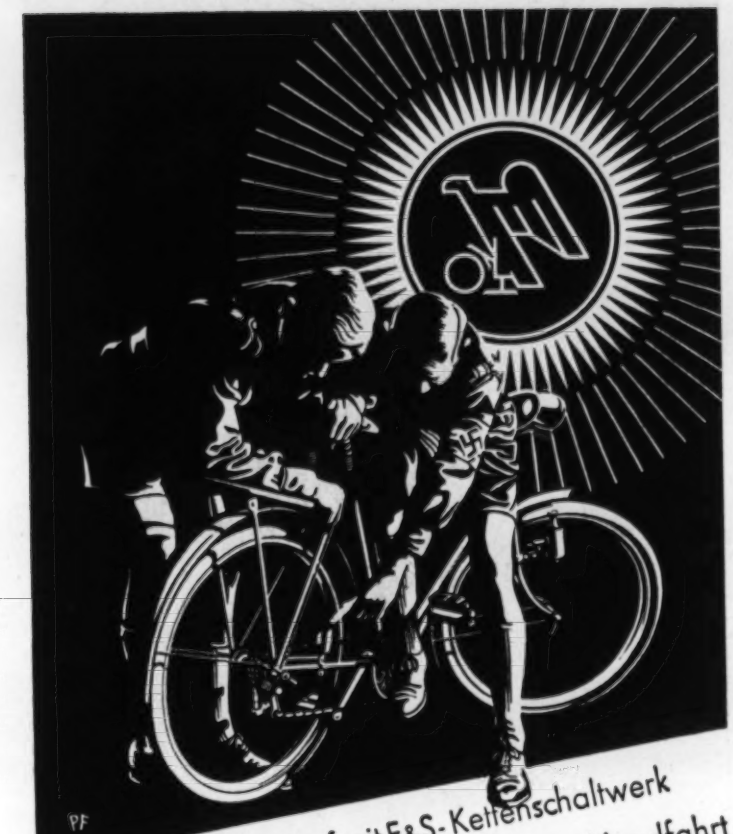
Ohne Kurzschrift und Maschinenschreiben könnte man sich heute das Leben einfach nicht mehr denken. Während Sie sich früher diese Fähigkeiten nur durch persönliche Teilnahme an Kursen aneignen konnten, geben wir Ihnen heute diese Möglichkeit durch unseren Fernunterricht. Auch Sie können in kurzer Zeit diese Kenntnisse besitzen, wenn Sie sich der Führung von staatl. gepr. Fachlehrern anvertrauen. Sie sind nicht an Ort und Zeit gebunden, sondern können sich bequem zu Hause hinsetzen und arbeiten, wenn Sie Zeit und Lust haben. Das Arbeitstempo bestimmen Sie, alle Lehrmittel werden Ihr Eigentum. Sie werden von der hervorragenden Unterrichtsmethode überrascht sein, das Lernen wird Ihnen zur wahren Freude werden. Bitte, senden Sie uns noch heute diese Anzeige in offenem Umschlag (3Pf.) ein.

Fernunterricht in Kurzschrift und Maschinenschreiben
Römer & Galzke, Berlin SW 11, Postfach 70/F. 15

Ich bitte um unverbindliche und kostenlose Auskunft über den Fernunterricht für Kurzschrift und Maschinenschreiben

Vor- und Zuname _____

Ort und Straße _____



Torpedo-Freilauf mit F&S-Kettenschaltwerk
das technische Wunder auf der Großdeutschlandfahrt

FICHTEL & SACHS A·G SCHWEINFURT-M

Verpackt Feldpostsendungen gut und dauerhaft!

Verpackt so fest, wie nur möglich. Der Weg ist weit. Nur was Stoß und Druck aushält, kann gut ankommen. Schreibt die richtige Feldpostnummer! Streichhölzer und gefüllte Benzinfeuerzeuge gehören nicht in Feldpostpäckchen!

DEUTSCHE REICHSPOST

W 29

Hunderte von Anfragen nach Sportwaffen

kommen immer noch täglich zu uns. Ein Beweis, daß Mauser längst zum Begriff für die zuverlässige Sportwaffe geworden ist! Aber unsere kriegswichtigen Aufgaben drängen die Herstellung und Lieferung für die Dauer des Krieges völlig in den Hintergrund. Es bleibt deshalb nichts anderes übrig, als daß jeder von uns für des anderen Lage Verständnis aufbringt und Geduld übt bis zum siegreichen Ende des Krieges.

MAUSER

MAUSER-WERKE AG. OBERNDORF AM NECKAR